

AUS EIGENER KRAFT



Porträtreihe über ostmigrantische
Kämpfe und Visionen

INERAIISVERZSICHNIS

02 Einleitung

06 Jugend Spricht, Rostock

12 Somewhere In Between Jam, Leipzig

18 Athletic Sonnenberg, Chemnitz

24 Geflüchteten Netzwerk Cottbus

30 Scout Spirit, Halle

34 Übersicht Initiativen

36 narratif Magazin, Leipzig

44 Wir wollen reden, Suhl

48 DecolonizeZoo, Leipzig

54 Safe Harbour, Wismar

60 Impressum

EINLEITUNG

Aus eigener Kraft - Porträtreihe über ostmigrantische Kämpfe und Visionen

Schön, dass du dieses Magazin in den Händen hältst!

Du wirst in diesem Magazin die Geschichten von Menschen und ihren Initiativen lesen, die wir im Laufe der letzten drei Jahre kennenlernen durften. Sie sind jung, (post-)migrantisch und leben in Ostdeutschland - also Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Sie alle haben Visionen, für die sie kämpfen und sich engagieren.

Die Wege, die sie dafür wählen, sind so vielseitig wie ihre Biografien. Eine Initiative gründet eine moderne Pfadfinder*innengruppe in Halle, eine andere einen Fußballclub in Chemnitz. Ein Kollektiv protestiert gegen die rassistischen Praktiken des Leipziger Zoos, wieder andere gründen einen Verein, um Geflüchteten jene Unterstützung zu bieten, die ihnen bei ihrer eigenen Ankunft verwehrt blieb. In diesem Magazin finden sich noch weitere beeindruckende und inspirierende Geschichten, die wiederum nur einen Bruchteil eines stetig wachsenden, starken, postmigrantischen Netzwerks abbilden.

In unserer Arbeit bei JUGENDSTIL* lernen wir immer mehr junge Menschen kennen, die sich in Ostdeutschland Räume erkämpfen und Orte schaffen, an denen sie sich wohlfühlen und gegenseitigen Halt geben können. Oftmals setzen sie genau da an, wo das System aussetzt: Zu wenig Unterstützung, zu wenig Gelder, zu wenig Aufmerksamkeit, viele Anfeindungen.

Das hält sie und uns jedoch nicht davon ab, unsere ostdeutsche Gesellschaft mitzugestalten - und das aus eigener Kraft. Indem wir diese Kämpfe und Visionen als "ostmigrantisch" bezeichnen, bringen wir migrantische, migrantisierte und spezifisch ostdeutsche Erfahrungen zusammen. "Ostmigrantisch" ist dabei gleichsam Beschreibung und Identität und steht für ein erstarkendes Selbstbewusstsein unserer Generation, die mit Kreativität und Mut beweist: Ostdeutschland ist migrantisch, vielfältig, erfinderisch, resilient und schön.



„Ich glaube, als (post-)migrantische Person oder Person in der (Post-)Diaspora ist dieses Gefühl immer da, Dazwischen und flüide zu sein, keiner Position vollends zuzugehören.“ • **narratif magazin**

„An welchem Ort bin ich hier? Warum sehen diese Gebäude wie Kasernen aus? Warum sind draußen manchmal Schüsse zu hören? Keiner erklärt einem das, wenn man hier ankommt.“
• **Wir wollen reden, Suhl**

„Reclaim bedeutet zurückfordern, zurück erobern. Das ist es, was wir tun: Wir machen den öffentlichen Raum zu einer Bühne für die Menschen, die darin leben“
• **Safe Harbour**

„Wir wollen der Welt zeigen, dass die afghanische Gesellschaft Solidarität braucht. Wir setzen ein Zeichen, damit diese Menschen nicht vergessen werden.“
• **Jugend Spricht, Rostock**

„Wo man nicht nur in weiße Gesichter glotzt, wenn man mit einer anderen Hautfarbe kommt. Wo Leute aus meiner sozialen Klasse mitmachen, die eventuell dieselben Scheißerfahrungen gemacht haben wie ich“
• **Athletic Sonnenberg**

„Mein Eindruck aus dieser Arbeit ist, dass viele keinen Ort zum Reden haben. Sie wissen nicht wohin mit Problemen. Ihnen fehlt eine Gemeinschaft, die Sinn stiftet.“
• **Scout Spirit, Halle**



HEIMATHAFEN



„Wir wollen der Welt zeigen, dass die afghanische Gesellschaft Solidarität braucht. Wir setzen ein Zeichen, damit diese Menschen nicht vergessen werden.“

Mohammad Aman Anosh aus Afghanistan ist ein Netzwerker. Mit dem Projekt „Jugend spricht“ hat er es sich zur Aufgabe gemacht, geflüchteten Menschen einen freundlichen Start in Rostock zu bereiten. Alltagsproblemen setzt er Empowerment-Trainings entgegen. Und poliert so das Image einer Stadt auf.

Dass Mohammad Aman Anosh in Rostock angekommen ist, merkt er an der kühlen Küstenbrise. Wenn seine Gäste fröstelnd die Jacke zuziehen und schimpfend den Kragen hochklappen, steht er lächelnd im Shirt daneben: „Das ist doch noch kein Wind!“ Das Meer war für den jungen Mann, der sich selbst nur Anosh nennt, etwas komplett Neues. Ebenso wie die Beschaulichkeit der Hansestadt. Denn er stammt aus Kabul. Über vier Millionen Menschen leben in der schnell wachsenden Großstadt auf 1807 Metern über dem Meeresspiegel: „Es gibt kein Flachland in Afghanistan“, sagt er.

Anosh musste 2015 aus seiner Heimat fliehen – über mehrere Wochen. Zu Fuß, mit dem Auto, einem Boot. Die Ankunft in Deutschland bedeutete für ihn allerdings mitnichten angekommen zu sein. „In Afghanistan hatte ich eine eigene Firma“, blickt der studierte Kaufmann für Büromanagement zurück. Seine Dokumente allerdings erkannten die deutschen Universitäten nicht an. Er musste komplett von vorn anfangen, eine Ausbildung beginnen.

Erst der Tipp eines Bekannten wurde für ihn zu einem goldenen Schlüsselchen: Anosh erfuhr von einem Programm, das zwischen Studierenden aus dem Ausland und deutschen Universitäten vermittelte. Über diesen Weg wurde tatsächlich nach knapp drei Jahren sein Bachelor-Abschluss anerkannt.

Er schickte Bewerbungen nach Koblenz, Berlin, München ... Von überall erhielt er Zusagen. Seine Wahl fiel auf Rostock – und einen Master im Dienstleistungsmanagement. Damals ahnt Anosh nicht, dass seine Entscheidung für viele Menschen ebenfalls zu einem goldenen Schlüsselchen werden soll.

Dass Rostock „nicht nur Lichtenhagen“ sei, habe er sich Stück für Stück erschlossen, erzählt er heute mit seinem typischen sanften Lächeln. „Die KTV heißt hier sogar ‚kleines Berlin‘“, berichtet er über den Szene-Kiez Kröpeliner-Tor-Vorstadt. Was ihm immer wieder half, hier ein Zuhause zu finden, sei der Kontakt zu Menschen gewesen: Beisammensein, Austausch. „Ich finde es schade, dass so viele Menschen nicht aufgenommen werden. Von Deutschland, von Freundeskreisen, im Beruf. Sie bleiben draußen oder unter sich.“ Daraus entstünden Einsamkeit, Frustration und Gräben. „Ich kann gut mit Menschen umgehen, ich mag es zu kommunizieren und Freundschaften zu bauen“, beschreibt Anosh seine Gabe zu netzwerken – und anderen Zuversicht zu schenken. Auch im Unikontext.

EIN NETZWERK, DAS EMPOWERT

Mit dem Studienstart beginnt er im Newcomer-Café zu arbeiten; ein Treffpunkt für Zugezogene. Schnell begegnen ihm hier die immer gleichen

Fragen: „Wie hast du das gemacht? Wie war dein Weg? Das wollten viele wissen.“ Da sei ihm klar geworden, dass der Community der Wissensaustausch fehle. 2019 gründete er deshalb gemeinsam mit anderen internationalen Studierenden die Initiative „Jugend spricht“. Aus einer Info-Veranstaltung zu Ausbildung und Studium werden monatliche Zusammenkünfte, bei denen Menschen aus Afghanistan, Palästina, dem Irak, Syrien, Iran, Somalia, dem Jemen zusammenfinden – bis zu 50 Interessierte pro Treffen. Ein spontaner Impuls, der sich heute in der Stadtgesellschaft und darüber hinaus verfestigt hat.

„Wir wollen Tipps geben, wie Zugezogene ihren eigenen Weg gehen können“, erklärt Anosh. Das Credo der Initiative: „Wir haben etwas zu sagen. Wir wollen unsere Geschichte erzählen!“ Zum Programm gehören auch „Empowerment-Trainings gegen Rassismus“.

Darüber hinaus finanziert sich das Projekt aus Spenden und privaten Mitteln. Eine Vereinsform haben alle Mitwirkenden bislang bewusst vermieden, erklärt Anosh, der sein Engagement mittlerweile neben einem Job im Eine-Welt-Landesnetzwerk betreibt. Das freiwillige Gefüge solle nicht von Bürokratie und festen Funktionen belastet werden. Ihm liegt vor allem die persönliche Ebene am Herzen: „Ich bin nicht der Typ für lange E-Mails, ich gehe direkt auf Menschen zu und rede mit ihnen.“ Und so kommt es, dass er leere Teilnahme-Listen bei Workshops füllt, indem er Interessierte noch einmal persönlich anruft und sagt: „Hey, komm vorbei. Das wird gut!“

„Jugend spricht“ ist zu einem festen Ankerpunkt nicht nur in Rostock, sondern in ganz Mecklenburg-Vorpommern geworden und leistet Demokratietarbeit. „Wir geben Interessierten in Schulungen auch pädagogische Methoden zur politischen Bildungsarbeit mit“, sagt der Gründer.

In Kooperation mit der französischen Stadt Dunkirk ermöglichte die Initiative zehn Geflüchteten eine fünftägige Bildungsreise an diesen geschichtsträchtigen Ort. „Und wir stehen auch mit Studierenden aus Belarus in Kontakt, um das wieder anzubieten.“

Vor allem ein Projekt hat in den vergangenen Monaten an ihm gezeitert. Es ist eine Ausstellung, die er gemeinsam mit seiner Schwester und „Jugend spricht“ realisiert hat. Hafiza Qasimi ist Aktivistin, Künstlerin, Galeristin. Bis vor Kurzem lebte sie in Kabul. Doch seit dem Ausbruch der Terrorherrschaft der Taliban

Straßen und setzen sich dabei jede Minute der Gefahr aus, getötet, erschossen zu werden. Das ist kaum zu ertragen.“

„KUNST INMITTEN DES KRIEGES“

Aus den Gesprächen zwischen den Geschwistern erwächst eine Idee: Mit fünf anderen Künstlerinnen beginnt Hafiza noch einmal zu malen. Um Dinge zu verarbeiten, um Sichtbarkeit zu schaffen und die Lebensrealität in Afghanistan künstlerisch zu dokumentieren. Woher sie die Kraft dafür nimmt, erklärt Anosh so: „Jeder Mensch träumt von Freiheit. Diese Frauen setzen sich seit Jahren mit ihrem

Leben dafür ein.“ Es sei wie ein innerer Drang, Widerstand zu leisten. Ihre Bilder zeigen die Wünsche junger Frauen, ihre Visionen einer freiheitlichen Gesellschaft – und im Kontrast dazu die Realität unter den terroristischen Taliban. „Wir haben arrangiert, dass diese Bilder professionell fotografiert wurden.

Das Credo der Initiative: „Wir haben etwas zu sagen. Wir wollen unsere Geschichte erzählen!“

im August 2021 fürchtet die 23-Jährige um ihr Leben. Inzwischen konnte sie in den Iran fliehen – nachdem ihre Galerie in der afghanischen Hauptstadt von den Taliban zerstört und ihre Kunstwerke mit Messern zerschnitten wurden. Sie selbst sagt, das Leben fühle sich seitdem wie gelähmt an. „Wir haben in dieser Zeit viel telefoniert und über ihre Zerrissenheit gesprochen“, sagt Anosh.

„Sie müssen verstehen: Es gibt viele mutige und starke Frauen, die in Afghanistan ihre Stimme erheben – für Freiheit, für Frauenrechte, freie Entfaltung und eine Zukunft für die Kinder, vor allem die Mädchen. Sie protestieren auf den

Und nach und nach kam uns der Gedanke, diese Kunst in Deutschland zu zeigen.“

Die Originale verbrannte Hafiza nur eine Woche nach ihrem Entstehen zum Selbstschutz; die Fotokopien sind kurze Zeit später mit der Unterstützung durch den Ideenfonds von JUGENDSTIL* in einer ersten Ausstellung in Rostock zu sehen. Unter dem Titel „Kunst inmitten des Krieges“ gastiert die Schau darauf in ganz Mecklenburg-Vorpommern und Hamburg.

Anosh berührt diese Geschichte im Innersten. Und die Botschaft, die von dem Projekt ausgeht: „Wir wollen





der Welt zeigen, dass die afghanische Gesellschaft Solidarität braucht. Wir setzen ein Zeichen, damit diese Menschen nicht vergessen werden.“ Auch für seine Schwester kämpft er, will sie nach Deutschland holen und in Sicherheit wissen. Doch aus behördlicher Sicht dürfe sie über den Familiennachzug nicht einreisen, weil sie nicht zu seiner Kernfamilie gehöre. Ein Studienvisum setze wiederum eine Krankenversicherung, eine eigene Wohnung und 10.000 Euro auf einem Bankkonto voraus. Dinge, die Hafiza nicht vorweisen kann. „Ich versuche jetzt, über die deutsche Botschaft in Teheran weiterzukommen“, meint Anosh.

Für ihn persönlich haben die letzten Wochen neben diesen Sorgen auch eine eigentlich erfreuliche Nachricht gebracht: Die Behörden attestieren dem jungen Mann eine „gute Bleibeperspektive“. Endlich darf er sich rechtmäßig in Deutschland aufhalten. „Das bedeutet, ich kann jetzt reisen. Ich bin frei.“ Ein beflügelndes Gefühl. Inzwischen hat er sich ein Auto zum Camper ausgebaut; Anosh liebt es zu wandern. „Ich habe den Spitznamen ‚Bergziege‘ von meiner Freundin bekommen“, gesteht er lächelnd und bemerkt weise: „Es ist wichtig, das Leben auch zu genießen.“ Rostock nennt er – bei aller Sehnsucht nach Afghanistan – mittlerweile Heimat. Ein Empfinden, das er an andere weitergeben möchte.



Instagram: @jugend.spricht19
Mail: jugend.spricht19@gmail.com

WEIL TANZ POLITTISCH IST!



SOMEWHERE IN BETWEEN JAM
LEIPZIG

„Wir stellen die Frage, wie wir eine Feierkultur schaffen können, in der sich alle Menschen willkommen und wohl fühlen. Unser Event ist eine mögliche Antwort.“

Cultural Awareness in der Clubkultur: Mit ihrem Musikevent „Somewhere Inbetween Jam“ verknüpfen Lan Mi Le und Leo Bunte Tanz-Workshops und politische Bildung. Aus der Liebe zur Musik erwächst so ein Netzwerk, das Bi-PoC^{*1}-Künstler*innen sichtbar macht und fördert.

Kalter Herbstregen wirft Blasen auf den Parkplatz vor dem Ost-Passagetheater in Leipzig. Ins Gewölbedach des historischen Gebäudes führen hölzerne Treppenstufen, die an diesem grauen Tag das Wasser vieler Schuhsohlen sammeln. Oben angekommen: Nachtclub-Stimmung. Eine Bar und Sofas mit lümmelnden Menschen, Bässe dröhnen. In der Mitte der Tanzfläche sitzt eine Gruppe eng zusammen und verfolgt aufmerksam, was Leiterin Mica aus Sao Pãolo über Toprock erklärt. So heißt die Beinarbeit, die im Hip-Hop im Stehen getanzt wird – zur Aufwärmung und Eröffnung komplexer Moves. Oder als Übergang im Battle. „Ihr müsst euch wohlfühlen“, sagt Mica. „Gebt eurem Körper die Erlaubnis, sich zu bewegen.“

Dieser so unscheinbare Satz macht greifbar, woran Lan Mi Le und Leo Bunte seit über einem Jahr arbeiten: ein Tanzfestival, das anders ist. Sich spüren und fallen lassen. Als Organisationsteam formen die beiden Freestyle-Tanz

beim „Somewhere Inbetween Jam“ zu einer ganzheitlichen Idee, die *weiß*² dominierter Feierkultur etwas entgegengesetzt. Nicht nur durch Bewegung, sondern auch mit politischer Bildung. Drei Festivaltage animieren, sich tänzerisch so auszudrücken, wie es sich gut anfühlt. Frei von Scham. Parallel dazu wird politisch diskutiert und Wissen vermittelt: zu rassistischen Strukturen in Gesellschaft, Tanz und Clubs, zu den Ursprüngen verschiedener Stile und der damit verschränkten kulturellen Ausbeutung marginalisierter Gruppen. Kurzum: Cultural Awareness.

„Wir wollen sensibilisieren“, sagt Co-Gründer Leo, der selbst Tanz unterrichtet. „Einerseits ist es uns wichtig, das soziale, interaktive Moment von Hip-Hop zurück auf die Party zu holen und nicht wie im Techno immer isolierter und ich-bezogener in einer Art Trance aufzugehen. Andererseits wollen wir klar machen, dass wir uns kritisch mit Tanzgeschichte auseinandersetzen müssen, um Credits an die Black³ und Latin Kultur zu geben, die uns diese Welt überhaupt eröffnet haben.“ Zwar seien antirassistische und antisexistische Grundsätze in der Hip-Hop-Kultur angelegt, doch die Realität sehe meist konträr aus. „Wir stellen die Frage, wie wir eine Clubkultur schaffen können, in denen sich Menschen frei und diskriminierungssensibel bewegen können. Unser Event ist ein Versuch.“

EIN FREIRAUM, DER NACH INNEN SCHÜTZT

Noch etwas unsicher stehen die Teilnehmer*innen im Tonnengewölbe. Hip-Hop schmilzt aus den Boxen. Wer bewegt sich zuerst in die Mitte? Sie haben

einen Tanzkreis geformt. Cypher nennt sich das: Auf der Tanzfläche bildet sich ein Kreis, in dem sich Menschen tänzerisch ausdrücken und austauschen können. Eine Person tanzt in der Mitte, während die anderen zuschauen. Sie kann dabei improvisieren, andere Personen aus dem Kreis mit reinholen oder zu einem Battle herausfordern. Beim Cypher gibt es keine Kategorien und wenig Einschränkungen, es braucht keine Bühne und kann spontan entstehen. Dadurch wird er zu einem Spielraum für Tänzer*innen. Es wird klar: Der Kreis ist keine Prüfung, sondern ein Freiraum, nach außen abgegrenzt und nach innen geschützt.

Leo und Mi haben solche Räume im Tanz lange gesucht – und kreieren sie heute selbst. Während Mi als Jugendliche in einer Tanzschule beginnt und von dort aus den Weg in die eigene All-Female-Crew Gems findet, startet Leo

und darüber, dass diese Kultur der Black und Latin Community gehört, noch unterrichten Bi_PoC“, erklärt Mi. Ihr Zugang zum Tanz sei zweifelsfrei hochgradig privilegiert, erklärt sie. „Wir tanzen aus Freude und Zeitvertreib, nicht weil es unser Leben rettet.“ Sich selbst diesbezüglich ehrlich zu hinterfragen, habe sie persönlich vor eine schwierige Frage gestellt: „Darf ich als nicht Schwarze Person Hip-Hop weiter hören – und tanzen?“

WIE WIRD AUS ANEIGNUNG AUSTAUSCH?

Würde sie aufhören, ändere das letztlich nichts, antwortet Mi heute. Besser sei es, die eigenen Privilegien zu nutzen: „Dinge wie Fördergelder zu beantragen und Events in meinem eigenen Umfeld zu organisieren. Zu schauen, was gibt es für Angebote in der Community und welche Räume

14 „Es wird krass unterschätzt, welche finanzielle Ausbeutung Bi_PoC in der Kulturbranche erfahren“

als Teenager einmal in der Woche in der Turnhalle. Hier lernt they nach und nach „ein paar Schritte“, später unterrichtet Leo selbst Kinder und Jugendliche. Trotz ihrer Leidenschaft geraten beide über die Jahre jedoch zunehmend in Konflikt mit den institutionellen Strukturen, in denen sie Tanzkultur in Europa erleben.

„Es fängt in den Studios an, die meistens Türöffner in die Szene sind. Die Schulen werden von *weißen* Menschen geführt, die Stunden von *weißen* Menschen unterrichtet. Es wird weder über die Ursprünge von Hip-Hop gesprochen

fehlen? Hier kann ich Räume schaffen, Menschen aus marginalisierten Communities zusammenbringen, Credits und eine Bühne geben, sie fair bezahlen und so etwas verändern.“ Mit einer Förderung unter anderem durch den Ideenfonds von JUGENDSTIL* gelingt das „Somewhere Inbetween Jam“ nun schon zum zweiten Mal.

Bei der ersten Auflage 2021 stand kulturelle Aneignung im Fokus der politischen Workshops, 2022 ist es Anti-Asiatischer Rassismus. Die Corona-Pandemie habe dieses



Thema zwingend auf die Agenda gesetzt. Am ersten Festivaltag werden nur Workshops angeboten, die von asiatisch-positionierten Menschen geleitet werden. Mit einem Duft-Workshop werden die Teilnehmenden eingeladen, ihren Sinn zu schärfen, in Erinnerungen einzutauchen und einen eigenen Duft zu kreieren. Ein Gesangsworkshop bringt die Personen dazu, mit Hilfe von Schreiben und Singen Achtsamkeit zu praktizieren. Das Programm zeigt, wie politische Bildung mit Körperarbeit verbunden werden kann. Dazu gibt es einen Workshop, der sich gezielt an asiatisch-positionierte

Personen richtet und Raum für Austausch und Empowerment bietet.

An Tag zwei steht dann die große Jam im Zentrum; zum Ausklang vermitteln an Tag drei Tanz-Workshops Grundschnitte in Waacking und Toprock – frei für alle Levels, unabhängig von Vorerfahrungen. Hier dürfen sich alle ausprobieren und ihren eigenen Ausdruck finden.

Den Sinn und Zweck der Symbiose aus praktischer und inhaltlich theoretischer Auseinandersetzung während des Events bringt Leo auf eine griffige Formel: „Wir müssen als



Website: www.somewhereinbetweenjam.de

16

weiße Mehrheitsgesellschaft schauen, wie aus kultureller Aneignung – zum Beispiel im Tanz – kultureller Austausch wird.“ Wertschätzung und Begegnung auf Augenhöhe seien dabei Schlüssel. „Mit urbanem Tanz wird heute eine Menge Geld verdient, ohne dass Bi_PoC oder marginalisierte Gruppen ökonomisch beteiligt oder gefördert werden, ihre Namen sind nicht bekannt. Wir wollen das ändern.“ Die gesamte organisatorische Arbeit der beiden verlaufe daher ehrenamtlich, um die Beteiligten fair zu bezahlen. „Es wird krass unterschätzt, welche finanzielle Ausbeutung Bi_PoC in der Kulturbranche erfahren“, erklärt Leo. „In der Kulturbranche geht vieles über Kontakte. In einer *weiß*dominierten Branche wird dadurch der Zugang für Bi_PoCs erschwert.“

FEIERKULTUR MUSS SAFE SPACES SCHAFFEN

Ihr Festival sehen sie als Zwischenschritt hin zu einer echten strukturellen

Veränderung: In der besten aller Welten wären Clubs Orte, die tatsächlich anti-rassistisch und antisexistisch sind, Orte, an denen alle frei miteinander tanzen und sozial interagieren, „sodass Veranstaltungen Safe Spaces werden und keiner fünf Bier braucht, um überhaupt erst locker zu werden“, meint Leo.

Auch in den Tanzschule müsse sich grundlegend etwas ändern, ergänzt Mi: „Es braucht Bi_PoCs, die unterrichten. Das strukturelle Problem ist, dass auf den Ausbildungsweg geschaut wird. Urbaner Tanz wie Hip-Hop lässt sich allerdings kaum studieren, sondern wird auf Battles erlebt und durch Workshops ausgetauscht.“ Das zähle als Qualifikation in vielen Studios jedoch nicht.

Workshopleiterin Mica hat jetzt den „wirklich allerletzten“ Track angemacht, der Abschied fällt schwer. Sie drückt die Finger auf die Lider und fächelt mit beiden Händen die Tränen weg, die ihr aus den Augen stürzen. „Es ist so schön zu sehen, wie wir hier frei zu diesen Lied-

ern tanzen können“, sagt sie mit erstickter Stimme. „Aber in Brasilien ist diese Musik teilweise der einzige Ausdruck für uns. Demonstrationen werden niedergeschlagen. Alle vier Stunden wird ein Schwarzer Mensch getötet, Queers werden ermordet. Das dürfen wir nicht vergessen. Der Tanz ist unser Kampf. Dieser Style hält viele Menschen am Leben. Wir überleben mit Tanz.“ Sie legt die Hand aufs Herz, lacht, weint. Als sie einen Schritt auf die Gruppe zumacht, öffnen sich ihre Arme, die Distanz verringert sich und sie versinkt in dieser kleinen gemeinsamen Menge, die sie wiegt und hält wie ein Lied.



*1= Bi_PoC (Black, indigenous and People of Colour) ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die rassistisch diskriminiert sind. Der Begriff beschreibt einen gemeinsamen Erfahrungshorizont, den Menschen teilen, die nicht der Mehrheitsgesellschaft angehören. Mit diesem Ausdruck wird nicht (primär) Hautfarbe beschrieben. Quelle: Aydemir, Fatma et al. (2020): *Eure Heimat ist unser Albtraum*. Ullstein Buchverlage, Berlin, 8. Auflage.

*2= Wenn wir *weiß* klein und kursiv schreiben, bezeichnet es nicht etwa den Hautton einer Person, sondern die gesellschafts-politische Norm und Machtposition, die mit

Privilegien verbunden ist. *Weiße* Positionen stellen die Mehrheitsgesellschaft dar.

*3 =Black oder Schwarz ist eine Selbstbezeichnung von Menschen mit beispielsweise afrikanischen, karibischen oder afro-US-amerikanischen Vorfahren. Beides wird in diesem Zusammenhang immer groß geschrieben, um deutlich zu machen, dass damit keine Hautfarbe beschrieben wird. Schwarz ist vielmehr eine politische Selbstbezeichnung, die gemeinsame Erfahrungen mit Rassismus beschreibt. Quelle: Wörterverzeichnis der Neuen deutschen Medienmacher*innen (NdM)

17

SONNENBERG IST ÜBERALL



ATHLETIC SONNENBERG
CHEMNITZ

„Ich hab lange gesagt, dass ich nur hier raus will.
Und manchmal habe ich gedacht, weil ich vom
Sonnenberg komme, habe ich nichts Interessantes zu
erzählen oder muss meine Geschichte verstecken.
Das ist jetzt zum Glück ganz anders.“

Sie wollen dort anknüpfen, wo ein Team den Rasen verlässt: Der Fußballclub „Athletic Sonnenberg“ verbindet in Chemnitz Sport, Kultur und Sozialwesen zu einem großen Ganzen. Die Identität ihres Vereins beschreiben die Mitglieder wie den Stadtteil, den sie seit 2020 aktiv und leidenschaftlich gestalten: migrantisch, divers, solidarisch.

Christian Tung Anh Nopper sitzt im Park und schiebt die Sohlen seiner Trekkingsandalen übers Gras. Ein Gefühl von Zuhause. Wie oft er schon hier gesessen hat, kann er nicht zählen. Der Lessing-Platz ist der zentrale Treffpunkt im Chemnitzer Viertel Sonnenberg. Ankommen, wenn es dunkel wird, heimgehen, wenn es wieder dämmt. Vor allem in der Jugend war das Standard. Dass gerade hier der Begriff „sozialer Brennpunkt“

fällt, wirkt schräg. Ringsum werfen hübsche Gründerzeithäuser Schatten auf die Straßen, die Nachmittagssonne blinzelt friedlich durch hohe Platanen und im Parkbank-Eck klüngeln die „OG's“ zusammen. Eine gealterte Männerrunde, die Christian und seine Kumpels „Original Gangster“ nennen. Alles wie immer.

Neben Alltagsszenen wie diesen sind auch die Stigmata von Dauer, die das Viertel trägt. „Arm, Hartz 4, viele Menschen mit Migrationshintergrund, Drogen, Kriminalität – das sind die Vorurteile, die immer kommen“, meint Christian, der zwischen all diesen Schubladen aufgewachsen ist. „Ich weiß, dass ich mich früher oft geschämt habe“, sagt er. In der Grundschulklasse ist er damals der Einzige, der den Sprung aufs Gymnasium schafft. In einen „besseren“ Stadtteil. Das bietet Angriffsfläche – in beide Richtungen. „Ich hab lange gesagt, dass ich nur hier raus will. Und manchmal habe ich gedacht, weil ich vom Sonnenberg komme, habe ich nichts Interessantes zu erzählen oder muss meine Geschichte verstecken. Das ist jetzt zum Glück ganz anders.“

Heute stellt Christian das Viertel im Fokus seiner Kamera scharf. Er fängt die Geschichten und Gesichter der Menschen in den Straßen ein. Im Zentrum seines Kurzfilms sollen die Lebenswege verschiedener Einwander*innen und deren Kinder stehen.

„Ich möchte (post-)migrantische Perspektiven sichtbar machen und all denen eine Stimme geben, die vielleicht ähnlich denken wie ich früher.“ Die das Gefühl haben, ihre Existenz sei in dieser Gesellschaft nicht von Belang. „Ich will zeigen, was sie für Träume, Wünsche und Ideen haben.“ Und was

stellen. Denn: Inzwischen gingen viele gute Impulse vom Viertel aus. Einer, der spürbar Wirkung entfaltet, kommt von Christian selbst. Beziehungsweise seinem Verein: Athletic Sonnenberg.

RAUS AUS DER SCHUBLADE

Der neue Fußballclub ist ein Herzensprojekt von befreundeten Menschen, die schon als Kinder zusammen auf dem Platz um die Ecke gebolzt haben. Als sie 2020 die Idee zur Vereinsgründung haben, spielen viele in unterschiedlichen kleinen Mannschaften in Chemnitz oder umliegenden Dörfern. „Uns alle hat Fußballkultur immer interessiert, vor allem die Werte und Botschaften, die ein Club transportieren will“, erinnert sich Cornelius Huster an die Anfänge. „Irgendwann kam dann der Gedanke einfach loszulegen, sich unabhängig aufzustellen und alles von der Pike auf selbst zu machen.“ Cornelius ist heute Teil des Vorstands und sonst als Sozialarbeiter tätig. Ein Job, der auch die

private Leidenschaft durchdringt. Bei Athletic Sonnenberg soll eben nicht allein körperliche Leistung im Vordergrund stehen. Es gehe darum, über den Zugang zum Sport soziales und kulturelles Engagement zu einem großen Ganzen zu verbinden: „Wir wollen das Viertel aktiv mitgestalten“, erklärt Cornelius das Vereinsmotto „More than a football club“. Schon jetzt haben kleinere Aktionen stattgefunden: ein Sportfest mit zwei Kitas, ein Stand auf dem Stadtteilstfest „Hang zur Kultur“. „Uns ist es wichtig zu zeigen, Athletic Sonnenberg ist dein Verein“, meint Cornelius. „Du kannst dich hier einbringen. Komm einfach vorbei.“

Eine gewisse Haltung ist dabei für die Mitglieder unverrückbar: Im Selbstverständnis des Clubs heißt es, „ein Antidiskriminierungsverständnis wird vorausgesetzt beziehungsweise die Bereitschaft, dieses zu entwickeln“. Im Verein spielen viele Menschen mit (post-)migrantischer Biografie. Dennoch ist es dem Team wichtig, nicht

als migrantisches oder politisches Projekt verstanden zu werden, sagt Kapitän Filip Fotinho. „Wir denken nicht in diesen Schubladen. Wir bekennen uns zu Werten wie Antirassismus und Antidiskriminierung, aber das sind für uns keine politischen Kategorien, sondern Grundsätze des Menschseins.“

Neben der Kulturfrage spricht er gern über Zukunftspläne: Eine Klasse aufsteigen, also in die Kreis-Oberliga – das stehe auf der Agenda. „Und die Jugendarbeit. Wir wollen uns darauf konzentrieren, viele neue Mitglieder zu gewinnen.“ Gerade das könnte schnell gehen, wenn Athletic Sonnenberg weiter im bisherigen Tempo wächst. Als 2020 der Startschuss fällt, findet die erste Mannschaft mit 20 Spielern quasi aus dem Stand zusammen. Nur zwei Jahre später gibt es bereits ein zweites Männerteam und eine Jugendgruppe. Die Arbeit mit Kindern und jungen Erwachsenen ist auch für Christian entscheidend. Der freiberufliche Mediengestalter kommuniziert die Marke Athletic nach außen, ist für Social Media, Fotos, Videos und die Designs der Trikots und Streetwear mitverantwortlich. Früher hätte er sich so einen Fußballclub gewünscht, betont er. „Mit einem Trainer, der nicht nur rumschreit, alt und konservativ ist.“ Ein Verein als Zufluchtsort, an dem man sich verstanden fühlt und angenommen wird, wie man ist. „Wo man nicht nur in *weiße* Gesichter glotzt, wenn man mit einer anderen Hautfarbe kommt. Wo Leute aus meiner sozialen Klasse mitmachen, die eventuell dieselben Scheißerfahrungen gemacht haben wie ich“, ergänzt Cornelius. Diese Nahbarkeit sei identitätsstiftend für den Verein.

KICKEN IM KIEZ

Das wird auch klar, wenn die Jungs im Viertel unterwegs sind. Im Schlenderschritt surfen sie die Lessingstraße entlang. Mustafa – Musti – Mohamadi hat einen Fußball unter den Arm geklemmt. „Den hab ich immer im Kofferraum liegen“, meint er zu Filip. „Immer bereit anzugreifen, jeder kann mich sofort herausfordern, weißt du.“ Die anderen lachen. Vor der „Lounge 130“ auf der anderen Straßenseite winkt jemand. „Das ist der Chef der Shisha-Bar“, meint Musti und grüßt zurück. „Einer unserer Sponsoren.“ So, wie auch das Restaurant Pho Viet, das groß auf die blau-schwarzen Trikots gedruckt ist. Von und für den Kiez – das ist die DNA des Vereins. Aber natürlich seien sie offen für ganz Chemnitz. „Alle können mitmachen, auch die, die nicht vom Sonnenberg kommen oder hier wohnen“, sagt Co-Gründer Musti, der seine Liebe zum Fußball früh entdeckte. „Jeden Tag kicken auf dem Platz vor unserem Plattenbau“, so beschreibt er seine Kindheit.

Später sei er dann immer mal im Stadion des Chemnitzer FC gewesen. „Denn eigentlich mag ich die Vorstellung, den großen Club der Stadt zu supporten“, erzählt er. „Selbst habe ich dort auch keine negativen Erfahrungen gemacht.“ Anders ging es befreundeten Jungs, die Pöbeleien und rassistische Sprüche auf den Rängen erlebten. Über die Stadtgrenzen hinaus ist die rechtsextreme Hooliganszene des CFC und ihr Einfluss bekannt. 2019 veranstalteten sie unter anderem eine Trauerbekundung für einen verstorbenen Neonazi im Stadion; der neu eingesetzte Fanbeauftragte erklärte daraufhin den Ruf des Clubs als „ruiniert“.





„Wir denken nicht in diesen Schubladen. Wir bekennen uns zu Werten wie Antirassismus und Antidiskriminierung, aber das sind für uns keine politischen Kategorien, sondern Grundsätze des Menschseins.“

In diesem Umfeld einen Gegenentwurf antirassistischer Fußballkultur zu etablieren, habe die Engagierten von Athletic Sonnenberg jedoch nicht bewusst motiviert. „Wenn du als Kind mit dem CFC aufwächst, hinterfragst du das nicht unbedingt“, meint Cornelius. „Aber klar, irgendwann habe ich mich wie viele andere dort nicht mehr wohl gefühlt. Dann sehnt man sich nach einem Club, der andere Maßstäbe setzt.“ Um Dinge in den Strukturen zu verändern, sind Awareness-Coachings bei Athletic ein fester Bestandteil. Unterstützt werden sie dabei durch Leipziger Initiative für mehr gesellschaftliche Verantwortung im Breitensport-Fußball (IVF).

Wenn sie auf all das bisher Erreichte aus der Vogelperspektive schauen, bliebe nur ein Schluss: „Es läuft. Wir sind stolz, was wir in kurzer Zeit auf die Beine gestellt haben“, meinen Musti und Cornelius. Nur eine Sache gibt es, die noch nicht passt: Es fehlt ein eigener Trainingsplatz. Der muss Athletic Sonnenberg von der Stadt zugesprochen werden, „und die Mühlen mahlen sehr langsam.“ In der Praxis bedeutet das bislang, wöchentlich gut zehn Kilometer an den Stadtrand fahren, um auf dem Rasen von SV Eiche Reichenbrand aufzulaufen. Ein Platz im Viertel Sonnenberg – davon träumen die Fußballer. Inmitten der Straßen, die sie „Zuhause“ nennen und wo sie längst gemeinsam Geschichte schreiben.



Instagram: [athleticsonnenberg](https://www.instagram.com/athleticsonnenberg)
Mail: info@athleticsonnenberg.de

AUS EIGENER KRAFT



GEFLÜCHTETEN NETZWERK
COTTBUS

„Wir vereinfachen das Leben ein klein wenig. Das ist viel wert. Geflüchtete bringen Traumata mit, haben vielleicht Angehörige verloren und schlimme Dinge erlebt. Sie zu unterstützen, statt zu überfordern, sollte gesellschaftlicher Konsens sein.“

Enas Taktak will mit anderen Geflüchteten eine Stadt zum Besseren gestalten, die als rechter Hotspot in Brandenburg gilt. Täglich erlebtem Rassismus setzt sie mit ihrem Verein Geflüchteten Netzwerk Cottbus Empowerment entgegen. Ein andauernder Kampf für mehr Dialog.

Für gewöhnlich sprudeln Jugendliche vor Gedanken, Ideen und Fragen, die einfach heraus müssen. Das Mitteilungsbedürfnis ist hoch, die Sprache oft ungezügelt. Das war auch bei Enas Taktak nicht anders. Allerdings: Mit 16 Jahren ist sie gezwungen, das Sprechen noch einmal neu zu lernen. Die Flucht ihrer Familie vor dem Krieg in Syrien bringt plötzlich eine Sprachlosigkeit in ihr Leben, die sie bis dahin nicht kannte. „Es ist als würdest du auf stumm gestellt, obwohl du viel zu sagen hast“, erinnert sich die junge Frau aus Homs an ihre Ankunft in Ostdeutschland 2014. Heute, acht Jahre später, möchte sie sich nicht lange an der Vergangenheit aufhalten. Sie schaut

lieber voraus – auf Dinge, die sie noch ändern kann. Zum Beispiel im Leben von Menschen, die Hoffnung brauchen, wo andere Zweifel säen.

Enas neuer, alter Lebensmittelpunkt ist Cottbus. Eine Stadt, die als rechte Hochburg im Osten gilt. Medien berichten von einer gut vernetzten Neonazi-Szene, das Ranking rechtsmotivierter Gewalttaten in Brandenburg führt Cottbus mit an. In diesem Umfeld als geflüchtete Frau eine Perspektive zu sehen, war „ein echter Kampf“, sagt Enas. Sie schüttelt den Kopf und nippt an ihrem Kaffee. Auf dem Tisch vor ihr liegen Buntstifte, Wasserfarben, weißes Papier. Wenig später werden hier Kinder und Jugendliche aufmalen, von welcher Zukunft sie träumen. Sie ist bunter als der grau-verregnete Nachmittag draußen vor den Fenstern, wo sich Plattenbauten aneinanderreihen. „Noch heute machen sie ähnliche Erfahrungen wie ich als Schülerin. Wir arbeiten mit unserem Verein daran, dass sich das ändert“, erklärt die Studentin der Sozialen Arbeit.

AUS OHNMACHT WIRD MUT
Anfeindungen auf der Straße, Rassismus in der Schule gehörten für sie und ihre zwei Schwestern zum Erwachsenwerden. „Ich hatte Lehrkräfte, die mir den Glauben an mich nehmen wollten. Einer meinte, dass ich mich gar nicht anstrengen bräuchte, da ich das Abitur sowieso nicht schaffen würde. Meiner Schwester wurde gesagt, dass sie das Kopftuch abnehmen soll, was eine krasse Grenzüberschreitung ist“, erzählt die 24-Jährige. Erlebnisse wie diese entfachen in ihr einen inneren Widerstand und sie sucht einen Ort, um Ohnmacht in Stärke zu wandeln.

Fündig wird sie 2019 beim Geflüchteten Netzwerk Cottbus e.V.

Initiative 2017 unter Vorsitz von Nabil Abo Nasser. Zu Beginn unterstützt der Verein bei Behördengängen und Ämterschreiben, inzwischen ist er eine zentrale Anlaufstelle für migrantische Selbstorganisation und Bildungsarbeit. Nachhilfestunden, Sprachunterricht und Workshops gegen antimuslimischen Rassismus haben sich inzwischen fest etabliert. Alle Projekte verfolgen ein Ziel: Mut machen. „Meine größte Motivation ist es, geflüchtete Menschen zu empoweren“, betont Enas. Und ihre Augen lachen. Kinder und Jugendliche stehen dabei

junger Menschen, was wiederum das Selbstwertgefühl steigere.

Das Projekt wurde im August 2021 von der Jugendjury der Initiative JUGENDSTIL* für eine Förderung ausgewählt. Mithilfe von 1000 Euro durch den Ideenfonds hat das Geflüchteten Netzwerk in Cottbus diesen Unterricht realisiert. Darüber hinaus versteht es das Netzwerk gerade jetzt als drängende Aufgabe, negative Effekte der Corona-Pandemie abzumildern und Kinder und Jugendliche durch Bildung in ihrem

Selbstvertrauen zu stärken.

Während der Jahre 2020 und 2021 seien viele Schüler*innen mit Fluchtbiografie gleich durch mehrere Raster gefallen, analysiert Nachhilfelehrer Moussa Aldali. „Der Unterrichtsausfall hat viele zurückgeworfen, die es sowieso schon schwer haben.“ Zwei-, dreimal in der Woche übt der Informatikstudent

im Einzel- oder Gruppenunterricht daher Deutsch und Mathematik mit Heranwachsenden. Klar ist: Es bräuchte noch viel mehr Stunden, so groß sei der Bedarf. Die Aufgaben im Homeschooling waren für viele nicht zu schaffen: „Teilweise konnten Eltern aufgrund sprachlicher Barrieren nicht helfen, manchen fehlte auch die technische Ausstattung, um überhaupt am Unterricht teilzunehmen.“

26 „Mir ist aufgefallen, dass Kinder aus migrantischen Familien mehr Verantwortung tragen, als sie sollten. Sie übersetzen die Briefe von Ämtern, weil sie besser Deutsch verstehen als ihre Eltern. Aber sie können das nur bedingt, sie sind ja Kinder!“

besonders im Fokus. Zum Beispiel im Arabisch-Sprachunterricht. Das Projekt ermöglicht es, „Kindern aus Kriegsgebieten, die nur zeitweise ihre Heimat kennengelernt haben, die Kenntnisse in ihrer Muttersprache zu verbessern“, erklärt Enas. „Das ist auch wichtig, um den Austausch zwischen geflüchteten Kindern und ihren Eltern aufrechtzuerhalten.“ Außerdem festigte sich über einen lebendigen Bezug zur Muttersprache die Identität



KINDER UND JUGENDLICHE STÄRKEN

Moussa hat seinen Fokus daher bewusst von Erwachsenenbildung auf Kinder- und Jugendarbeit verlegt – und aus einer Beratungsstelle für Geflüchtete zum Geflüchteten Netzwerk Cottbus. „Mir ist aufgefallen, dass Kinder aus migrantischen Familien mehr Verantwortung tragen, als sie sollten. Sie übersetzen die Briefe von Ämtern, weil sie besser Deutsch verstehen als ihre Eltern. Aber sie können das nur bedingt, sie sind ja Kinder!“ In dieser Situation zumindest etwas zu unterstützen, treibe ihn an.

Neben der praktischen Hilfe mit dem Unterrichtsstoff klärt das Geflüchteten Netzwerk auch über das deutsche Schulsystem auf. Für Enas und ihre Schwester ist das Projekt „Fit for Schule“ ein Herzensanliegen. Und ein Schlüssel für Bildungserfolg. Hier werden Eltern und Schüler*innen über Schulformen, Wahl- und Pflichtfächer sowie das Notensystem aufgeklärt. „Auch welcher

Abschluss zu welchem Berufswunsch passt, spielt eine Rolle. Dieses Wissen ist unheimlich wichtig“, sagt Rama Taktak aus eigener Erfahrung. „Ich hätte mir diese Informationen gewünscht, als wir 2014 hier angekommen sind. Aber niemand hat uns das erklärt. Der Start ist deshalb sehr schwer und kann zu falschen Entscheidungen führen.“

Von Grundlagenarbeit wie dieser profitiert Cottbus heute. Menschen, die aktuell vor dem Krieg aus der Ukraine fliehen, werden mit dem Projekt über Bildungswege informiert; die Kooperation mit dem Fachbereich Integration und Bildung der Stadtverwaltung ist gefestigt. Enas macht all das stolz, und trotzdem spricht sie immer bescheiden über ihr Engagement.

In der großteils ehrenamtlich organisierten Arbeit ist sie als Einzige über einen Minijob finanziert. „Wir vereinfachen das Leben ein klein wenig. Das ist viel wert. Geflüchtete

bringen Traumata mit, haben vielleicht Angehörige verloren und schlimme Dinge erlebt. Sie zu unterstützen, statt zu überfordern, sollte gesellschaftlicher Konsens sein.“

Einen Teil zur Selbstermächtigung trägt das Geflüchteten Netzwerk bei. In Coachings und Erzählcafés ermutigen Menschen wie Enas, Rama und Moussa, erlebte Diskriminierung zu teilen, die Stimme zu erheben und Verbündete zu suchen. Nur so könne gesamtgesellschaftlich etwas in Bewegung geraten, erklärt Enas: „Empowerment bedeutet, dass Menschen erkennen, dass sie die Kraft haben, ihr Umfeld zu gestalten. Dass ihre Stimme wichtig ist und sie selbst Visionen zur Zukunft von Cottbus entwickeln können.“ Das gelinge jedoch nur, wenn die eigene Persönlichkeit gefestigt ist. Und gerade damit kämpfen Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten: Eine starke Zerrissenheit zwischen verschiedenen Mentalitäten, Werten und Sprachen prägte den Alltag. Auf die Frage wie sie all das leistet, antwortet Enas mit großen Augen. „Es macht Spaß zu sehen, dass wir wirklich etwas erreichen, dass unsere Arbeit etwas ausmacht im Leben von Menschen.“ Die Kraft habe sie von ihrer Mutter. Sie sei ein Vorbild, wenn es darum geht, Dinge in die Hand zu nehmen – und gründete selbst einen Frauen-Kulturverein in der Stadt. „Das war und ist sehr inspirierend. Es hat mich gelehrt, dass ich nie aufgeben darf.“ Ihre Zukunft sieht Enas weiterhin in Cottbus. „Auch wenn es Zeiten gab, in denen ich weg wollte, schlägt mein Herz heute hier.“ Und der Wille zur Veränderung, zur (Mit-)Gestaltung einer Stadt.

28



29



ZUSAMMEN ZUKUNFT BAUEN



„Wie viele Wurzeln kann ein Baum haben?“

Neuer Impuls für die Kinder- und Jugendarbeit: In der traditionsreichen Pfadfinder*innenbewegung steht die bedürfnisorientierte Arbeit mit jungen Menschen nicht zwangsläufig vorn an. In Halle lebt deshalb eine Initiative modernes Scouting vor – zwischen Wertewahrung und Neuerortung.

Ein blütenweißes Hemd mit gesteiftem Kragen, knitterfrei und ordentlich: In seinem Outfit fällt Mohammad Ahmad auf. Vor allem im bunten Stadtteilhaus mit Jugendclubcharme, durchgesessener Sofaecke und selbstgebauten Möbeln. Seine Hände verschwinden im Rucksack und suchen nach dem entscheidenden Accessoire, das fehlt: keine Krawatte, sondern ein rotes Dreieckstück. Eilig zieht er es heraus, rollt das Stück Stoff zusammen und legt es um den Hals. Zwei, drei Routinehandgriffe. Unter dem Kinn überkreuzt er die Enden und verschließt sie mit einem Button. Darauf prangt ein Zelt unter Sternenhimmel-Halbmond. Mohammad blickt auf und lächelt. Jetzt fühlt er sich komplett. Komplett als Pfadfinder.

Der 23-Jährige sitzt in der Passage 13 und wartet auf die anderen. Gemeint sind damit bis zu 35 Kinder und Jugendliche, die sich hier mindestens einmal

in der Woche treffen. Wenn dann aus beherrschter Erwachsenen-Ruhe binnen Sekunden ansteckendes Kinderlachen wird, ist die noch junge Pfadfinderbewegung „Scout Spirit“ aus Halle ganz bei sich. „Bei uns engagieren sich junge Leute zwischen 6 und 18 Jahren mit arabisch geprägter Biografie. Sie sind entweder in erster Generation in Deutschland geboren oder migriert – so wie ich“, erzählt Mohammad.

2015 sucht er mit seinen Eltern und den zwei Brüdern in Deutschland Schutz vor dem Krieg in Syrien. Die Reise dauert über einen Monat, doch das Ankommen teilweise bis heute. Diese Erfahrung teilt er mit vielen „Scout-Spirit“-Mitgliedern. Und sie war einer der Gründe, die Gruppe aufzubauen: die (post-)migranische Gemeinschaft stärken, einen Platz in dieser Gesellschaft finden. Aber warum gerade als Pfadfinder*innen?

PFADFINDEREI NEU DENKEN

„Ich habe dazu einen engen familiären Bezug“, erzählt Mohammad. Sowohl sein Vater als auch sein Onkel waren in Syrien in diesen Strukturen aktiv. „Sie haben uns viel erklärt. Der Mix aus Natur und sozialem Engagement hat uns gefallen“, erklärt er. Wobei: In Syrien sei die Bewegung eher militärisch organisiert. „Damit können wir nichts anfangen.“ Zwar spielen die Aktiven von „Scout Spirit“ Marschmusik, aber das sei lediglich die einfachste Möglichkeit, Instrumente und Gesang in die Arbeit zu integrieren. „Die Kinder blühen dabei richtig auf“, erklärt Mohammad mit durchdringendem Blick; so, als wollten seine Augen sagen: „Das ist das Allerwichtigste.“

Die bedürfnisorientierte Arbeit mit Heranwachsenden ist für ihn entscheidend. Gerade deshalb beschäftigt ihn eine Frage schon seit Monaten: Wie lässt sich Pfadfinderei modern und

zeitgemäß umsetzen? „Wir identifizieren uns natürlich damit, in der Natur zu sein und den Kindern Wissen über den Wald zu vermitteln.“ Zelte bauen, Knotentechniken üben, Feuer machen. „Aber wir wollen auch Dinge anbieten, die die Lebensrealität von Kindern spiegeln“, sagt er und sein Blick wandert zur Tür. Die Brüder Yaman und Omar kommen herein, wenig später auch Anas Khalil und Hadi Abu Shaqra. Alle mit Hemd und Halstuch; mal rot, mal blau – abhängig von der Altersgruppe.

Anas ist seit den Anfängen dabei und erklärt das Spektrum von „Scout Spirit“: „Wir sind im Freien und machen Musik, geben aber auch kleine Workshops – zum Beispiel in Fotografie. Wir bieten Nachhilfe an oder einen Computerkurs, machen Malaktionen und Bewegungsspiele.“ Als Pfadfinder könnten sie mit diesem breiten Angebot Kinder ab sechs Jahren ansprechen. Wären sie hingegen ein reiner Jugendclub, würde das kleinere Kinder ausschließen. Besonders der generationenübergreifende Gedanke sei ihnen aber mehr als wichtig. Und das von Beginn an. Pandemie hat die Jugend verändert 2021, Rückblick in den Sommer. Allmählich lockern sich die Pandemie-Beschränkungen und Dinge werden wieder möglich. Trotzdem haben viele Monate physischer und psychischer Distanz Menschen verändert, beobachtet Mohammad. Das Handy sei für viele Kinder zum wichtigsten Bezugspunkt geworden. „Dem wollten wir etwas entgegenzusetzen.“ Ideen für die Gestaltung der eigenen Freizeit zu entwickeln und Kreativität zu fördern, nennt er eine Hauptmotivation für sein Ehrenamt. Spontan meldet er damals eine lose Gruppe mit dem Namen „Scout Spirit“ für einen stadtweiten Bauwettbewerb an.

Aus Holz soll ein eigener Entwurf umgesetzt werden. Völlig unerwartet gewinnt das Team mit der Idee für ein Blockhausboot. „Wir hatten alle null Erfahrung im Handwerken, und das war großartig. Zusammen so etwas zu schaffen, hat uns beflügelt. Die Kinder waren voller Energie, und da haben wir uns gefragt: Warum sollten wir jetzt aufhören?“ In kurzer Zeit wächst die Nachfrage stark – und damit die Verantwortung. Die Gruppe schließt sich dem Landesverband der Deutschen Jugend des Ostens (DJO) an; Mohammad und sieben weitere junge Erwachsene bilden sich zu Jugendleiter*innen weiter. So wird aus einer fixen Idee eine professionalisierte Struktur, die dennoch erst am Anfang steht. Für die Zukunft ist viel geplant: Neben der Vereinsgründung wollen Mohammad und Anas die Bekanntheit von „Scout Spirit“ in Halle steigern und den Austausch mit anderen Organisationen suchen.

Teilhabe. Das bedeutet für Mohammad vor allem, dass die Gruppe nicht zum reinen Selbstzweck existiert. Ziel sei es, Breitenwirkung in die Stadtgesellschaft zu entfalten. Um Werte wie Gemeinschaft, Respekt und Begegnung vorzuleben und Begegnungsräume zu schaffen. „Das ist nicht ganz so einfach wie es klingt“, räumt er ein. Manchmal fehle es am offeneren Klima und Interesse aneinander. Zwischen den hohen, teils leergezogenen Plattenbauten im eher sozialschwachen Stadtteil Neustadt lebten deutsche und migrantisch geprägte Kultur schnell aneinander vorbei. Im April und Juni hat „Scout Spirit“ deshalb die Straße mit Musik, Gesang und Tanz zum Zucker- und Opferfest belebt. Solche Angebote interkulturellen Dialogs möchte das Team weiter stärken. Selbstwirksamkeit erfahren Für Lugain Mohamad Alali waren



gerade das Höhepunkte der letzten Monate. Die Zwölfjährige ist mit ihrem kleinen Bruder Fadel in die Mitte des Stuhlkreises geschlüpft und strahlt übers ganze Gesicht, wenn sie von den Aktionen erzählt. „Wir lernen immer wieder andere Lieder, spielen Instrumente und zeigen den Menschen etwas von uns.“ Am Anfang sei das ein bisschen peinlich, aber dann einfach nur schön. Auch ihrem Bruder macht es am meisten Spaß, Neues zu lernen – und Abzeichen zu machen. „Das heißt, wir üben etwas ein paar Tage, zum Beispiel Fotografieren. Am Ende gibt es eine Prüfung und man bekommt eine Urkunde. Mich spornt das an“, sagt Fadel. Egal ob beim Zeltbauen oder Lieder singen. Auch Hadi kennt das Gefühl, neue Talente an sich zu entdecken. Für ihn geht es um Mitgestaltung, Selbstvertrauen und persönliche Entwicklung. „Ich interessiere mich für Rap und Poetry Slam. Hier habe ich schon zweimal eine Bühne bekommen, um Dinge vorzutragen. Und daran wachse ich.“

In einem seiner Texte beschreibt der 16-Jährige das Gefühl des Zerrissenseins zwischen verschiedenen Identitäten und Kulturen. Zwischen Deutschland, Palästina und Syrien. Ein Ort, an dem solche Gefühle und Sorgen artikuliert werden können – das ist „Scout Spirit“ für ihn. Aus eigenem Erleben weiß Mohammad, wie wichtig solch ein Schutzraum für Heranwachsende ist. In einem Bundesfreiwilligendienst engagiert er sich bei den Maltesern und arbeitet in Schulklassen mit hohem Migrationsanteil. Er hilft bei Übersetzungen, spricht über Integration, sucht den Kontakt zu Eltern. „Mein Eindruck aus dieser Arbeit ist, dass viele keinen Ort zum Reden haben. Sie wissen nicht wohin mit Problemen. Ihnen fehlt eine Gemeinschaft, die Sinn stiftet.“ Und die ein offenes Ohr hat. Zum Beispiel für eine Frage, die Hadi in seinem Gedicht stellt: „Wie viele Wurzeln kann ein Baum haben?“ „Scout Spirit“ diskutiert darüber. In der Natur – und im übertragenen Sinne.



INITIATIVEN AUS IDEENFONDS

Mutige und kreative Initiativen aus ganz Ostdeutschland, die zeigen, wie facettenreich ostmigrantische Perspektiven sind. Gefördert durch den JUGENDSTIL*-Ideenfonds.

Traducción resistente, Leipzig
Dima und das ganz andere Gewitter,
Oschersleben
Capoeira Idalina e.V., Dresden
Vereinzelung Entgegenwirken, Eberswalde
Black Brunchin, Leipzig
Bodies Unseen, Leipzig
African Day, Brandenburg (Havel)
Scout Spirit, Halle (Saale)
Ein dekolonialer Garten, Groß Kreuz

FLINTA* Skatefestival, Magdeburg
Muslimische Hochschulgruppe, Jena
Migrantifa, Weimar
Farben und Schattierungen, Halle (Saale)
Climate Shifter, Fürstenwalde,
Für Papa, Leipzig
Vielseitig Podcast, Leipzig
Zerdeşt, Erfurt
LIAA Kollektiv, Leipzig
Sense of Self, Leipzig

Narratif Magazin, Leipzig
Kaleidoskop Podcast, Falkenberg
Geflüchtetennetzwerk, Cottbus
Kickern4Friends, Potsdam
Kunst inmitten des Krieges, Rostock
Lonig & Havendel, Annaberg-Buchholz
Safe Harbour, Wismar
Abya Yala Libre, Leipzig
Kunst junger Muslim*innen e.V., Leipzig
Für Euch Lakum e.V., Wismar
Athletic Sonnenberg, Chemnitz
Initiative Postmigrantisches Radio, Leipzig
Geet, Leipzig
Wir wollen reden, Suhl
Casa Hausprojekt, Leipzig
EXIT, Leipzig
Somewhere Inbetween Jam, Leipzig
Decolonize Zoo, Leipzig
Theater Change, Brandenburg (Havel)
Queering Defaults, Leipzig

Munter Bunter, Neubrandenburg
GMF Crew, Schönebeck
Gemeinsam sind wir bunt, Waren (Müritz)
Music Of Color, Leipzig
True Colors Festival, Leipzig
Shades Of Purple, Leipzig
Empowerment Muslim Women, Leipzig
Diversif, Leipzig
Being Surrounded By White Women,
Leipzig
Unendliche Träume, Dresden
Jugend Spricht, Rostock
Mentor Spot, Chemnitz
Global Bio Gardens, Erfurt
Migrants and Minorities Network e.V.,
Leipzig
Syrisch Deutscher Kulturverein e.V.,
Magdeburg
Zeugen der Flucht e.V., Dresden

AUSDRUCK FINDEN

36



NARRATIF MAGAZIN
LEIPZIG

„Ich glaube, als (post-)migrantische Person oder Person in der (Post-)Diaspora ist dieses Gefühl immer da. Dazwischen und fluide zu sein, keiner Position vollends zuzugehören.“

36

Redaktionen, Verlage und Buchläden sollten längst diverse Perspektiven unserer Gesellschaft spiegeln und fördern. Doch die Realität ist eine andere. Eine *weiße*, die Bi_PoC-Stimmen unsichtbar macht. In Leipzig arbeiten junge Menschen engagiert dagegen: Ihr Magazin „narratif“ zeigt, wie visionäre Medien aussehen können.

Dazwischen. Ein Wort wie ein beiläufiger Blick durchs Schlüsselloch. Und ein Trigger. Ungeahnt offenbart sich dahinter eine Welt individueller Geschichten, Emotionen und Identitätsbrüche, die Menschen erleben, die sich als Schwarz, jüdisch und oder (post-)migrantisch identifizieren. Von schmerzhaften Erfahrungen erzählen sie jetzt in einem neuen Magazin. Der Titel: „narratif“. Das Leitthema der ersten Ausgabe: „Dazwischen. In Between“. Also so wie die Macher*innen selbst.

37

„Ich glaube, als (post-)migrantische Person oder Person in der (Post-)Diaspora ist dieses Gefühl immer da. Dazwischen und fluide zu sein, keiner Position vollends zuzugehören. Egal ob in Bezug auf ethnische Zugehörigkeit, Sexualität, Sprache oder Religion“, meint Gonca Sağlam. Wenn sie mit Sicilia Shehata und Sam Gurwitt die redaktionelle Arbeit der letzten Wochen reflektiert, schiebt sich vor allem ein Gefühl vor alle anderen: Überwältigung.

„Das betrifft die vielen Zuschriften von Autor*innen, die wir bekommen haben und den berührenden Ton ihrer Beiträge“, erklärt Sam und Gonca ergänzt: „Menschen teilen mit uns sehr persönlich die Aufarbeitung der eigenen oder familienbiografischen Migration, ihre Erfahrungen als queere Person in Deutschland oder Erlebnisse mit Rassismus. Das ist emotional extrem beanspruchend und gleichzeitig sehr kraftvoll.“ Immer wieder habe sie beim Lesen Gänsehaut bekommen, manches Mal stiegen ihr Tränen in die Augen. „Einige Beiträge haben mich tagelang beschäftigt und alle haben mich zum Nachdenken angeregt“, meint auch Sicilia. Teil dieser Geschichte von Selbstermächtigung zu sein, mache sie „einfach nur glücklich und dankbar“.

Die Studentin der Kommunikations- und Medienwissenschaften sitzt mit übergeschlagenen Beinen im Plattenladen und Café Vary auf der Leipziger Eisenbahnstraße. Schon oft haben hier Redaktionssitzungen remote

37

stattgefunden. Der Blick heftet am Laptopbildschirm, die Finger scrollen durch den PDF-Dummy, der im Oktober 2022 endlich gedruckt wird. Via Video-Call ist der Rest des Teams zugeschaltet; letzte Arbeitsaufträge werden verteilt: Fehlen Texte? Braucht es noch Rücksprachen mit Autor*innen? Passt das Layout? Hier arbeiten alle nicht nur an einem ästhetisch wie inhaltlich bemerkenswerten Heft. Es geht auch darum, die deutsche Medienlandschaft zu konfrontieren. „narratif“ benennt eine Leerstelle im Literatur- und Kunstbetrieb und schließt sie: Perspektiven von Bi_PoC werden sichtbar gemacht.

ERFAHRUNGSARCHIV VON UND FÜR BI_POC

38 „Wir leben nach wie vor in einer *weißen* Dominanzgesellschaft – davon sind die Literatur- und Kunstbranche nicht ausgenommen“, unterstreicht Gonca. „Das

Verständnis von Wissen ist in Deutschland *weiß*, akademisch und sehr exklusiv gestaltet.“ Als Journalistin arbeitet sie für das Magazin *renk.*, das von und für People of Color Themen wie Diversität, Anti-Rassismus und LGBTQI+ thematisiert. „Wir wollen mit ‚narratif‘ einen Ort schaffen, an dem Bi_PoC ungefiltert Präsenz und Ausdruck finden. Einen Ort, an dem ihre Erfahrungen kollektiviert und vor allem auch archiviert werden.“ Zum Beispiel die von Hazar Oghan, kurdisch-alevitische Berlinerin, Doktorandin an der Universität Genf im Bereich der Neueren deutschen Literaturwissenschaft. Unter dem Schlagwort „Rant/Anklage“ erzählt die 27-Jährige auf mehreren Heftseiten, wie sich das Leben in Deutschland anfühlt, wenn es von Paragraph 22 des Aufenthaltsgesetzes abhängt: „Niemand weiß, was diese Zahl bedeutet, die von nun

„Einige Beiträge haben mich tagelang beschäftigt und alle haben mich zum Nachdenken angeregt“

an meinen Körper diktiert. Es ist ein Prozess der Dehumanisierung, der mich langsam zu dieser Nummer, dieser Zweiundzwanzig verwandeln lässt. Ich löfle das Armutszeugnis der Moderne. Es schmeckt nach Gewohnheit und Täuschung.“ (Ein-) Blick in menschliche Seelengründe, in Ohnmacht und Kämpfe, denen so oft mit Ignoranz begegnet wird. Eine kraftvolle Geschichte aus dem Redaktionsteam, die nun Platz und Gehör findet.

Die Idee für „narratif“ nimmt 2021 ihren Anfang, inmitten der Leipziger Plattenbausiedlung Grünau. Hier hat das Stadtteilprojekt „Perspectives“ seinen Sitz. Die Initiative richtet sich mit Kreativangeboten an junge Menschen, die sich als migrantisch, Schwarz oder jüdisch identifizieren – beziehungsweise als migrantisch markiert werden. Projektleiterin Yasemin Said ermittelte 2021 in einer Umfrage, welche Angebote sich Menschen im Viertel wünschen. Das Ergebnis unter anderem: ein Magazin als Sprachrohr. Auch Yasemin ist Teil der „narratif“-Redaktion, Sicilia hat die Redaktionsleitung inne. Überrascht hat die 24-Jährige der Wunsch nach einem Print-Angebot nicht. „Unsere Hauptmotivation war es, eigene Texte, Analysen, Essays, Gedichte, Fotostrecken abzdrukken. Dieser Community-Gedanke hat, denke ich,

viele Menschen angezogen, weil sie sich bei uns selbst ausdrücken können.“

Via Social Media initiierte das Team zwei Open-Calls mit dem Aufruf, Beiträge einzureichen. Rund 60 Zuschriften aus Deutschland und Österreich gingen ein, über die Hälfte haben es in das rund einhundertseitenstarke Heft geschafft. Hinter den neon-krallig gesetzten Seiten der Grafikerin Aditi Singh verschwindet ein intensiver Arbeitsprozess. „Wir haben Korrekturen immer direkt mit den Autor*innen abgestimmt, uns bei Übersetzungsfragen ausgetauscht oder gefragt, ob die Art des Layouts so gefällt“, erklärt Sam, der als freiberuflicher Journalist aus den USA derzeit in Leipzig arbeitet. Der Austausch auf Augenhöhe sei der Selbstanspruch, die Identität des Magazins, sagt er. „Wir wollen die Positionen unserer Autor*innen wahr- und ernstnehmen. Das leitet uns an.“ Und setzt einen Kontrapunkt in der Medien- beziehungsweise Literaturlandschaft.

RASSISMUS IM LITERATURBETRIEB

Die Debatte um fehlende Diversität in der Branche wird inzwischen intensiver geführt. Zuletzt benannte ein offener Brief anlässlich der Verleihung des Leipziger Buchpreises 2021 Probleme:



39

Im deutschen Literaturbetrieb „gibt es ganz offensichtlich eine institutionelle Struktur, die Schwarze Schriftsteller:innen und Schriftsteller:innen of Color ausschließt. Kulturelle Institutionen, die fast ausschließlich *weiße* Autor:innen auszeichnen, verhindern die Weiterentwicklung der vielfältigen Kunst- und Literaturszene in Deutschland.“ Unter den Forderungen: mehr Stipendien und finanzielle Förderung für Schwarze Autor*innen of Color und neue Juror*innen, die den Blick für diverse Literatur weiten.

Zum Rassismus im Literaturbetrieb melden sich immer wieder auch Schriftsteller*innen zu Wort. Etwa Ronya Othmann im Zuge des #MeTwo-Diskurses. 2018 schrieb sie in der ZEIT, manchmal werde sie für ihren „Hintergrund“ beneidet: „Das ist doch jetzt gut für dich, sagt eine Kollegin, dass Syrien, die Jesiden und die Kurden in den Tagesthemen sind, dann kannst du deine Texte sicher gut verkaufen. Ich sage nichts und denke mir, wie toll, wenn deine ezidisch-kurdische Familie im Irak und in Syrien vor einem Genozid fliehen muss, wenn sich jetzt Verlage für meinen Roman interessieren.“ Es sind Verletzungen, die meist unreflektiert bleiben. Für Gonca Sağlam ist das eine der größten Schwierigkeiten überhaupt: „Es kann nicht immer eine kleine Bi_PoC-Community auf die *weiße* Dominanzgesellschaft einwirken und über rassistische, diskriminierende Denk- und Verhaltensmuster

aufklären.“ Um eigene Rassismen aufrichtig aufzuarbeiten, brauche es einen *weißen* Willen, sagt sie. Nur so werde sich die bestehende Parallelisierung zwischen *weißen* und Bi_PoC-Räumen vielleicht irgendwann wandeln. Den Support konzentriere die „narratif“-Redaktion deshalb auf ihre Community.

Mit Lesungen und Podiumsdiskussionen trägt das Team zum Empowerment diverser Perspektiven in Literatur und Kunst bei. Nicht nur das Magazin solle bewusst machen, „dass die deutsche Sprache nicht ausschlaggebend ist, um sich mit eigenen Texten in Literaturkreise zu begeben“, erklärt Sicilia. „Wir schaffen ganz konkret Dialogräume, in denen die sogenannte Hochkultur hinterfragt wird und Denkmuster und Strukturen aufgebrochen werden.“ All das seien kleine Meilensteine auf dem Weg zu einer größeren Vision. Ihre Utopie einer besseren Literatur- und Kunstszenen beschreibt sie als niedrigschwellig, inklusiv und barrierearm. „Ich stelle mir gar nichts Unerreichbares vor“, sagt sie. „Sondern einfach nur einen Austausch auf Augenhöhe. Mit allen Menschen.“



Instagram: @narratifmag

WIR WOLLEN REDEN



WIR WOLLEN REDEN
SUHL

„An welchem Ort bin ich hier? Warum sehen diese Gebäude wie Kasernen aus? Warum sind draußen manchmal Schüsse zu hören? Keiner erklärt einem das, wenn man hier ankommt.“

Drei Monate verbrachte Safi Zubairullah in der Erstaufnahmeeinrichtung auf dem Suhler Friedberg. Ein schwerer Start in Deutschland, der ihn lange beschäftigt. Anderen Geflüchteten will er das Ankommen leichter machen. Deshalb initiiert er zusammen mit seiner Mitbewohnerin ein Aufklärungsprojekt über einen ambivalenten Ort mitten im Thüringer Wald.

Plötzlich ist alles wieder da. Hier zwischen Wohnblocks, Bushaltestelle und dem schmalen Fußweg, der senkrecht bergab in die Stadt führt. Vor Safi Zubairullahs innerem Auge ziehen Ausschnitte der Vergangenheit vorbei. Regungslos steht er an der Straße, die Hände in den Hosentaschen vergraben. Sein Blick heftet sich an zwei Männer, die volle Einkaufstüten die Steile hinaufschleppen. Er sagt nichts, doch sein Blick verrät viel.

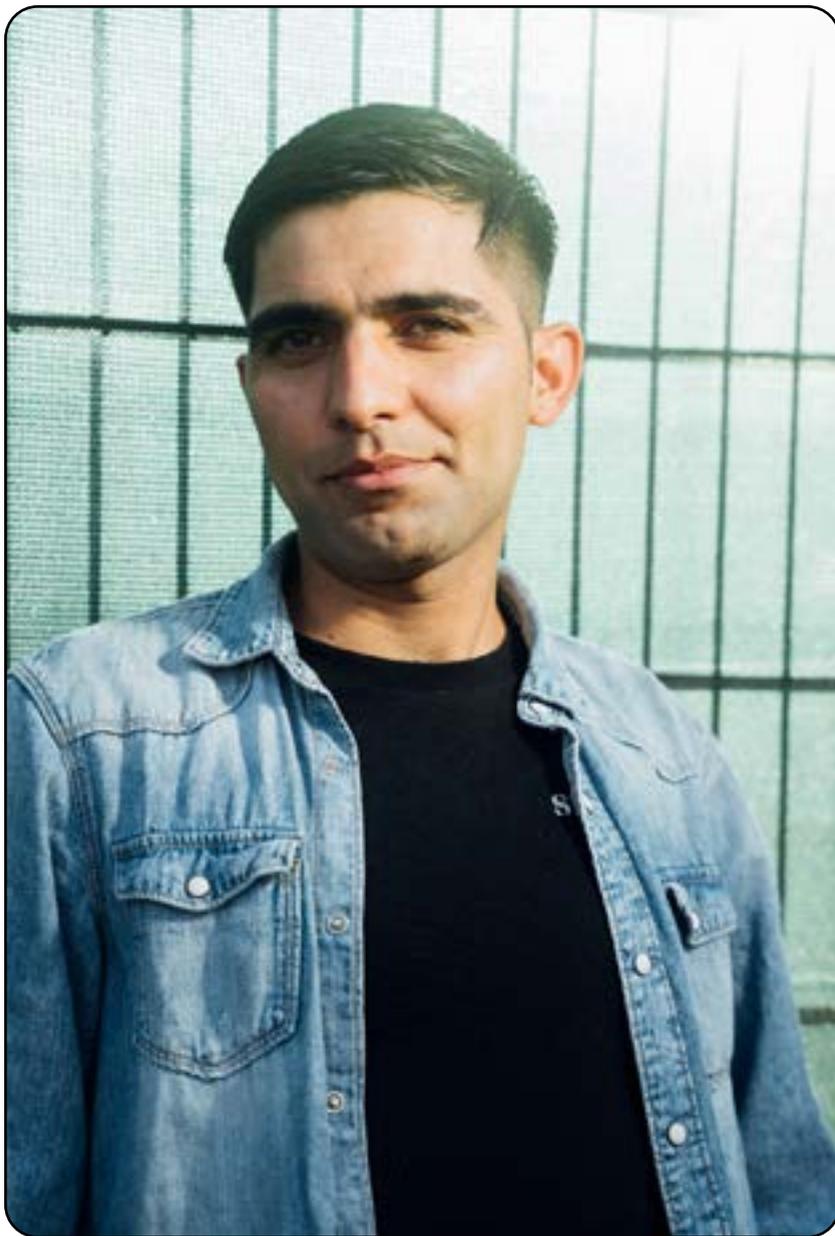
Es ist, als hinge das Gewicht der Beutel wieder an seinen Händen. Etliche Male ist er diesen Weg gegangen. Bis zum nächsten Supermarkt; einkaufen für damals drei Euro am Tag. Fünf Kilometer ins Zentrum von Suhl, fünf Kilometer zurück auf den Friedberg. „Und dann wieder rein ins freiwillige Gefängnis.“ So nennt Safi die Erstaufnahmeeinrichtung in Thüringen, in der er 2015 für drei Monate lebt. Wobei: „Gewartet, geschlafen, gelaufen“ – mit diesen Worten umschreibt er seinen Alltag in dieser Zeit. „Ist das Leben?“

Heute gleiche das Gelände weit mehr einem Gefängnis als noch vor sieben Jahren, meint er mit Blick auf den Haupteingang. Hinter einem hohen Zaun verschwinden die Wohnblöcke, der Zugang ist nur über Drehschleusen

möglich. „Das gab es zu meiner Zeit nicht.“ Löcher in der Sichtschutzplane geben den Blick auf einen Spielplatz frei. Menschen sitzen in der Sonne und reden, im Hof parkt ein Polizeiwagen. Rund um die Uhr sind seit August 2021 zwei Beamt*innen auf dem Gelände im Einsatz. 24-Stunden-Dauerdienst nennt sich dieses Konzept.

Der Grund: Im vergangenen Jahr hatten sich Einbrüche in der benachbarten Kleingartenanlage gehäuft und eine weitere Protestwelle gegen die Unterkunft ausgelöst. Neu ist das nicht. Safi erinnert sich an viele Demonstrationen, die ihn ratlos und manchmal verängstigt zurückließen. Er konnte Symboliken nicht zuordnen, verstand weder die Parolen von AfD-Sympathisant*innen noch die Solidaritätsbekundungen der Linken.

„Das ist das größte Problem an so einem Ort“, sagt er. „Es gibt keine Informationen für Geflüchtete. Keine Aufklärung.“ Dabei würde allein das schon helfen. Natürlich wünsche er sich auch eine Willkommenskultur und Gastfreundschaft wie er sie aus seiner Heimat Afghanistan kenne. Einen menschenwürdigen Umgang, frei von Rassismus. Doch ebenso wesentlich, meint er, sei das Verstehen.



„Natürlich gibt es in Suhl Aktivist*innen, aber es sind nicht viele. Also ist die Gegenseite immer viel viel lauter.“

„An welchem Ort bin ich hier? Warum sehen diese Gebäude wie Kasernen aus? Warum sind draußen manchmal Schüsse zu hören? Keiner erklärt einem das, wenn man hier ankommt.“ Emilia Henkel blickt ihn an und nickt schweigend.

Seit vier Jahren wohnt die Studentin mit Safi zusammen in Thüringen. Sie kennt viele Details seiner Fluchtgeschichte, weiß von seinen Erfahrungen in

Suhl und dem Schießsportzentrum in der Nachbarschaft, das geflüchtete Menschen und ihre Erlebnisse mit Krieg, Folter und Tod triggert. Daher die Schüsse. Aus langen Küchengesprächen in ihrer Wohngemeinschaft erwächst schließlich mehr und mehr Engagement. Hilfe in der Nachbarschaft für Geflüchtete, ein Vortrag zu Thüringens Asylgeschichte und jetzt:

das Projekt „Wir wollen reden“ in der Erstaufnahmeeinrichtung.

INFORMATIONSNETZWERK FÜR GEFLÜCHTETE

Safi und Emilia wollen da anknüpfen, wo Informationen fehlen und Geflüchtete mit Hinweisen unterstützen, die sie in ihrer Situation dringend brauchen. Kontaktdaten zu Anwalt*innen, zu Hilfsorganisationen und psychosozialen Beratungsstellen in der Region, zu kooperativen Ärzt*innen, und zur Polizei. Parallel dazu arbeiten sie an einer kleinen Publikation, die über die Historie des Friedbergs aufklären soll. Mithilfe zweier Biografien wollen sie zeigen, dass sich konträre Geschichten an diesem Ort überlagern, denn: Nicht nur Safis Lebensweg kreuzte Suhl zeitweise. Auch der enge Familienfreund und Ziehonkel Said Safi kennt das Areal inmitten des Thüringer Waldes. Beide Männer waren 17 Jahre alt, als sie hier strandeten. Sie bewegten sich für Momente sogar in den gleichen Gebäuden. Der eine als Geflüchteter, der andere als Offiziersstudent. Zwischen ihren Erfahrungen liegen knapp 30 Jahre.

Said kam 1986 keineswegs freiwillig nach Suhl. Im Zuge des Warschauer Pakts wurden junge Männer aus Afghanistan aus Bündnistreue zur Sowjetunion zur militärischen Ausbildung in die DDR geschickt. Drei Jahre verbrachte er an der Offiziershochschule der Grenztruppen – damals „eine der modernsten Ausbildungsstätten im Land mit rund 3000 Studierenden“, sagt er. Hier lernt Said Skilaufen – im Schneehemd und mit Gewehr auf dem Rücken. Hier absolviert er Übungen auf dem Exerzierplatz und Schießtrainings an einem 20 Kilometer langen Mauernachbau. Doch zum Einsatz an der Grenze kommt es nie. Hätte er dazu die Möglichkeit gehabt,

wäre er in den Westen geflohen, meint er heute. „Auf die Schwachstellen in der Mauer wurden wir trainiert. Die hätte ich genutzt.“ Doch kurz vor der Wiedervereinigung schickt man ihn zurück nach Afghanistan. Vom Mauerfall erfährt er wenig später in seiner Heimat. „Es war keine gute Zeit. Ich wollte nie zum Militär, sondern Medizin studieren, aber die Geschichte lässt sich nicht ändern.“ Immerhin habe er Privilegien genossen. „Wir waren wie kleine Diplomaten und wurden sehr gut behandelt. Es sind ganz andere Erfahrungen, die du als geflüchteter Mensch machst.“

Gesellschaftliche Anerkennung versus Ablehnung: Zwischen diesen Gegensätzen entspannen sich die Lebenswege beider Männer. Sie manifestieren sich in simplen Beispielen, wie etwa der Versorgung und Unterbringung. Während sich Said an eine eigene Kantine für die ausländischen Studierenden erinnert, an zwei warme Mahlzeiten am Tag und Ausflüge in die Gaststätte „Haus der Grenztruppen“ schlägt Safi bei diesem Thema den Blick nieder.

„Sehr wenig und sehr schlechtes Essen gab es. Menschen, die auf der Flucht Hunger leiden mussten, warteten auf das Mittagessen manchmal eineinhalb Stunden. Am Abend gab es zwei Scheiben Brot und ein Stück Käse.“ Rund 700 Menschen wohnten gemeinsam mit ihm auf dem Gelände, heute sind es knapp 900. „Es war immer schmutzig, vor allem die Toiletten und Duschen. Noch dazu gab es kein bisschen Privatsphäre, da man die Zimmer nicht abschließen konnte. Die Türen waren kaputt, es gab keine Türklinken.“

Diese Lebensumstände geben einem das Gefühl, nichts wert zu sein, sagt er. Das betreffe auch die medizinische Hilfe. 2020 machte ein Vorfall aus der

Suhler Erstaufnahme Schlagzeilen. Eine Frau verlor im siebten Monat ihr Kind, obwohl sie wegen Schwangerschaftsbeschwerden mehrfach nach gynäkologischen Untersuchungen verlangt haben soll. Die Verantwortlichen hätten diese Bitten ignoriert, dokumentiert der Flüchtlingsrat Thüringen das Ereignis. Die Frau erstattete Anzeige gegen den zuständigen medizinischen Dienst. Auch das Sicherheitspersonal habe immer wieder hart, teils aggressiv agiert. „Sie haben laut und unhöflich gesprochen. Das war normal“, meint Safi. Filmaufnahmen von Bewohner*innen dokumentieren auch das gewaltvolle Auftreten der Security. Unter anderem die Initiative

46 „Ich bleibe hier, weil nicht alle Ostdeutschland verlassen können. Dann ändert sich nichts für die, die Hilfe brauchen.“

Lagerwatch fordert deshalb die „Aufkündigung aller Verträge mit dem derzeit im Lager Suhl tätigen Sicherheitsdienst“. Passiert ist bislang jedoch nichts.

DEN OSTEN GESTALTEN, STATT VERLASSEN

„Ich habe viele traurige Sachen erlebt“, zieht Safi einen Strich unter dieses Kapitel. „Aber trotzdem versuche ich Thüringen als zweite Heimat zu sehen.“ Zwar habe er schon häufig überlegt, nach Westdeutschland zu gehen, „weil sie dort mehr Erfahrungen

mit geflüchteten, mit ausländischen Menschen haben“. Aber dann denke er wieder, „ich bleibe hier, weil nicht alle Ostdeutschland verlassen können. Dann ändert sich nichts für die, die Hilfe brauchen.“ Er will einen Teil dazu beitragen, andere zu unterstützen. Und gern hätte er dafür mehr Zeit. Er träumt von einem Auto, um öfters in Suhl vor Ort zu sein. Denn allein die Fahrt mit dem Zug dauert über zwei Stunden und bedeutet einen erheblichen Aufwand. Das sei generell eine große Herausforderung in der Region, erklärt Emilia: „Die Distanzen sind unheimlich weit.“ Zwar gebe es rege Geflüchteteninitiativen in großen Städten wie Jena und Erfurt, aber Orte wie Suhl seien schlecht zu erreichen. Das mache zivilgesellschaftliches Engagement schwer. „Natürlich gibt es in Suhl Aktivist*innen, aber es sind nicht viele. Also ist die Gegenseite immer viel viel lauter.“

Die junge Frau glaubt, so manchem politisch Verantwortlichen passe das alles auch ganz gut: „Oben auf dem Berg, weit weg vom Stadtzentrum. Dann schauen weniger Menschen hin.“ Eins ist ihr deshalb wichtig: Die Würdigung unsichtbaren Engagements. Damit meint sie Dinge, die ganz alltäglich geschehen, für die wenig Lobbyarbeit betrieben wird und Projektanträge fehlen. „Safi hilft anderen Geflüchteten bei der Jobsuche und verwendet dafür viel Zeit. Genauso wie Said. Er arbeitet häufig ehrenamtlich und kostenlos als Übersetzer.“

Auch in ihrem Projekt bei JUGENDSTIL* unterstützt sie Said. Seit 2016 ist er zurück in Deutschland, hat in verschiedensten Städten gelebt und schließlich in Jena Wurzeln geschlagen. Helfende Menschen nennt er unabdingbar für diese Gesellschaft.

„Keiner darf vergessen, dass Geflüchtete oft schwer traumatisiert hier ankommen.“ Viele hätten keine Chance auf eine zeitnahe psychologische Betreuung, dazu erlebten sie immer wieder Alltagsrassismus – bei der Wohnungs- oder Jobsuche, im Kontakt mit Behörden. Das permanente Gefühl der Ablehnung könne drastische Folgen haben. „Ich kenne viele junge Leute, die Alkohol- oder drogenabhängig sind. Einfach weil sie keine Perspektive in Deutschland sehen. Weil sie vielfach Feindseligkeit erfahren.“ Daher brauche es Menschen, die mit offenem Herz auf andere zugehen und unterstützen.

Arm in Arm stehen Safi und Said auf der Straße. Ihr Blick geht weit über den Thüringer Wald, der in der Herbstsonne strahlt. Eine friedliche Szene, schön wie ein Gemälde. Aber auch so unvollkommen wie die Realität. Denn im Rücken der beiden bilden sich

die Brüche ihrer Biografien ab. An der Straßenecke verfällt allmählich das Restaurant „Haus der Grenztruppen“, wo Said mit seinen Kommilitonen einst gesellige Abende verbrachte. Safi begegnete vor dem Lokal hingegen drei Jahrzehnte später Menschen aus den angrenzenden Wohnhäusern. Als er seine Einkäufe schwer atmend an ihnen vorbeiträgt, rufen sie ihm entgegen: „Scheiß Ausländer. Geh dahin, wo du hergekommen bist.“ Safi versteht nichts und reagiert aus dem Bauch heraus. „Ich habe gelächelt und einen Daumen nach oben gezeigt, weil ich dachte, es sollte nett sein.“ Damit genau das anderen nicht mehr passiert, will er aufklären. Über einen Ort, den er noch nicht hinter sich gelassen hat.



47



Instagram: @wirwollenreden

ENTFESSELT



DECOLONIZEZOO
LEIPZIG

„Es wäre ein würdevolles Entgegenkommen. Die Vergangenheit ändert sich dadurch nicht, aber es wäre eine Geste und ein Statement. Aber allein das ist sehr schwierig.“

In Deutschland sind Zoos beliebte Freizeiteinrichtungen, doch die scheinbare Romantik der „Wildnis“ hinter Plexiglas durchdringen bis heute wirkmächtige rassistische Strukturen. Kalsoumy und Caro vom Kollektiv „DecolonizeZoo Leipzig“ kämpfen für eine Aufarbeitung dieser Probleme – mit Erfolg bis in die kommunalpolitischen Strukturen.

„Was machen Sie da?“, fragt der Sicherheitsmitarbeiter in der olivgrünen Montur alarmiert. Sein Blick fällt auf die bemalten Stoffbanner. „Ich mache hiermit von meinem Hausrecht Gebrauch! Verlassen Sie sofort das Gebäude!“ Eilig drängt er in Richtung Tür, weist energisch den Weg auf den Gehsteig.

Kalsoumy und Caro sind nicht gern gesehen am Zoo in Leipzig, auch, wenn es nur für ein Foto-Shooting im gegenüberliegenden Parkhaus ist. Zwei Frauen mit Pappschildern, das mag auf den ersten Blick harmlos wirken. Doch ihre Forderungen erschüttern das Konzept Zoologischer Garten in seinen Grundfesten. Beide gehören zum Bündnis „DecolonizeZoo Leipzig“. Während einer Aktionswoche 2021 beteiligte sich das Netzwerk an einem breiten Protest – mit Workshops, kritischen Vorträgen und einer Kunst-Performance. Gefördert wurden die verschiedenen Kundgebungen durch den Ideenfonds von JUGENDSTIL*. Das große gemeinsame Ziel: Aufmerksamkeit erregen.

Der Zoo in Leipzig gilt als Deutschlands schönster seiner Art und als europäisches Vorbild. Direktor Jörg Junhold rühmt ihn auf der Webseite als modern und innovativ; Kritiker*innen aus Zivilgesellschaft und Stadtpolitik sehen das seit Jahren anders und erheben



ihre Stimme. Darunter lokale Bi_PoC-Gruppen wie „Black Lives Matter Leipzig“, die „Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland (Ortsgruppe Leipzig)“, „Wirmuesstenmalreden“ oder „LeDiasporique“. An der Seite weiterer städtischer Akteur*innen wie dem Jugendparlament, der Initiative „Leipzig Postkolonial“, dem Migrant*innenbeirat und „DecolonizeZoo Leipzig“ kämpfen sie gegen Kolonialrassismus im Zoo und fordern eine intensive Aufarbeitung der Geschichte – und Gegenwart.

„Dass der Leipziger Zoo überhaupt gegründet werden konnte, ist eng mit den Einnahmen aus sogenannten Völkerschauen verknüpft“, erklärt Caro. Auch sie habe erst vor wenigen Jahren erfahren, was das eigentlich war. Das Entsetzen darüber ließ sie tätig werden. So ging es auch Kalsoumy: „Viele hören davon zum ersten Mal. Das haben wir auch auf unseren Demos festgestellt.“

50 KAUM WISSEN VORHANDEN

Mit der von Bismarck ausgerufenen Kongo-Konferenz in Berlin 1884 stieg die Regierung des Deutschen Reiches in die koloniale Aufteilung des afrikanischen Kontinents ein – nachdem private Kaufleute und Händler*innen strategisch wichtige Orte längst kontrollierten. Um der hiesigen Bevölkerung die Eroberungen schmackhaft zu machen, galten in Europa und den USA Ausstellungen angelegener Güter und Lebewesen als wirksames Mittel. So wurden insbesondere in Zoos nicht nur „exotische“ Tiere ausgestellt, sondern indigene und Schwarze Menschen vorgeführt. Pionier in Deutschland war der Tierhändler Carl Hagenbeck, der 1874 „Lappländer“ ausstellte und damit den Grundstein für eine klischeehafte Vermarktung legte.

In Kulissendörfern wurde das vermeintliche Alltagsleben von Menschen zur Attraktion stilisiert. Die Darstellungen richteten sich stark nach dem europäischen Erwartungsbild und changierten zwischen Herabwürdigung und Romantisierung der „Ungezähmten“ oder „Wilden“. Oftmals wurden die Teilnehmer*innen der Schauen unter falschen Versprechungen angeworben, etliche entführt. Man missbrauchte sie als „Studienobjekte“, behandelte, entlohnte und versorgte sie schlecht. Viele erkrankten oder starben, Hunderte sind bis heute namenlos geblieben.

Auch im Zoo Leipzig machte der Gastwirt und Gründer Ernst Pinkert mit sogenannten Völkerschauen Kasse. „Bis heute hat keine Aufarbeitung dieses Kapitels der Geschichte stattgefunden“, kritisiert Kalsoumy. Das liege auch daran, dass der Zoo seine Archive nicht öffnete. Noch dazu funktionierten heute ganz praktisch die gleichen Prinzipien wie im 19. Jahrhundert: Regelmäßig werden Veranstaltungen wie etwa „Hakuna Matata – Afrika live erleben“ angeboten. Ein weißes Publikum, prangert die junge Frau an, werde dabei in eine „fremde Welt“ entführt, indem es gegen Geld Schwarze und indigene Menschen und ihre angeblich typischen Rituale bestaunt. „Das ist eins zu eins das, was in sogenannten Völkerschauen passiert ist. Nur auf einer anderen Ebene.“

ZIVILGESELLSCHAFT WIRKT IN DIE KOMMUNALPOLITIK

Auf Demonstrationen, Anfragen oder offene Briefe hätte die Zooleitung bislang mit Schweigen oder Abwehr reagiert. Es fehle die Bereitschaft, sich selbstkritisch mit dem Thema auseinanderzusetzen, meint Caro. Doch die anhaltende Kritik und der

Protest lokaler Bündnisse haben bereits handfeste Veränderungen in Gang gesetzt. Kommunalpolitisch wurde ein Meilenstein durchgerungen: Bis zum Ende des Jahres 2022 muss der Zoo Veranstaltungen wie „Hakuna Matata – Afrika live erleben“, die asiatischen Sommernächte und „El Dorado“ inhaltlich überarbeiten.

Der Arbeitsauftrag an die Zoodirektion ist klar formuliert: Es sollen Formate etabliert werden, die keine Klischees und Stereotype zu den Kontinenten Afrika, Asien und Südamerika reproduzieren. Außerdem sollen Akteur*innen vor Ort – darunter die Universität, Vertreter*innen des Museums für Völkerkunde aber auch Mitglieder der Initiative „Leipzig Postkolonial“ – in die Neukonzeption und generelle Vergangenheitsaufarbeitung einbezogen werden. Diesen ersten Schritt in Richtung Dialog ermöglichte ein Antrag des Migrant*innenbeirats. Das Gremium brachte ihn im Mai 2022 in den Stadtrat ein.

Einen Tag vor der Abstimmung erklärte „DecolonizeZoo Leipzig“ in einem gemeinsamem Statement mit der BIPOC Hochschulgruppe Leipzig, der „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland“ (Ortsgruppe Leipzig) sowie „Leipzig Postkolonial“: „Wir protestieren gegen die ‚Distanzierung von Rassismus‘ eines Zoodirektors der offensichtlich nicht verstanden hat, wie Rassismus funktioniert. Statt einer floskelhaften ‚Distanzierung‘ braucht es eine wirkliche Auseinandersetzung mit rassistischen Strukturen und Narrativen!“ Ergänzt wurde der Appell um die nachdrückliche Aufforderung aller Stadträt*innen, den Antrag zu unterstützen.

Ihre eigene Rolle in diesem politischen Prozess reflektiert Caro dennoch zurückhaltend. „Wir haben für

öffentliche, mediale Aufmerksamkeit gesorgt, den Protest auf die Straße gebracht und auch Pressemitteilungen verschickt – zum Beispiel an Stadträt*innen. Das hat eine Dynamik entfaltet, die sich mit dem ganz eigenen Vorstoß des Migrant*innenbeirats ergänzt hat.“ Es sei ein entscheidender Fortschritt, dass die Zooleitung nun gezwungen ist, das konstruktive Gespräch mit verschiedenen Akteur*innen wahrzunehmen. „Jetzt ist das Potenzial da, eine Problemeinsicht herzustellen. Und das ist der Ausgangspunkt für alles andere“, sagt sie.

Zuvor schaffte es bereits eine Debatte um die Ernst-Pinkert-Straße und eine kritische Einordnung seiner Person auf dem Straßenschild in den Stadtrat. Kleine und große Erfolge – initiiert aus der Zivilgesellschaft, wirksam in der Kommunalpolitik. Trotzdem hinterfragen die Aktivist*innen auch, inwiefern etwa das Veranstaltungsangebot überhaupt reformierbar ist: „Denn der Kontext bleibt, dass nur spezifische Menschengruppen und vermeintliche Kulturen im Zoo repräsentiert werden. Das ist und bleibt rassistisch“, so Caro. Zwingend: Bi_PoC am Prozess beteiligen. Mit ihrem Bündnis DecolonizeZoo Leipzig setzen sich Caro und Kalsoumy dafür ein, dass die Bi_PoC-Community bei der zukünftigen Ausgestaltung des Zoos mitreden darf: Wie könnte ein ethischer Zoo aussehen – und geht das überhaupt? Wie kann ein Gedenken gelingen? Als vorbildliches Beispiel nennen die beiden die Ausstellung „Zurückgeschaut – Die Erste Deutsche Kolonialausstellung 1896 in Berlin-Treptow“. Es handelt sich um die erste Dauerausstellung zu Kolonialismus, Rassismus und Schwarzem Widerstand in einem Berliner Museum.

Dekolonialisierung bedeute aber nicht nur den Wandel von Machtstrukturen, sondern auch eine monetäre Umverteilung. „Durch die Öffnung der Zooarchive wäre es vielleicht möglich, Urenkel und Enkel ehemals ausgestellter Menschen ausfindig zu machen und zu entschädigen“, so Kalsoumy. Selbst eine Gedenktafel mit den Namen damals ausgestellter Personen sei ein wichtiger Schritt: „Es wäre ein würdevolles Entgegenkommen. Die Vergangenheit ändert sich dadurch nicht, aber es wäre eine Geste und ein Statement. Aber allein das ist sehr schwierig.“

Caro weiß, dass ein langfristiges Umdenken den langen Atem des Protestbündnisses braucht: „Schnelle Veränderungen sind es am Ende nicht.“ Und Kalsoumy stimmt zu: „Es wäre auch nicht hilfreich, wenn der Zoo von heute auf morgen einfach schließen würde. Da bliebe zu viel offen. Die Zoo-Begeisterten wären wütend und enttäuscht, Bi_PoCs würden zur Zielscheibe werden. Die Menschen sollten am Prozess teilhaben und ihn verstehen.“ Auf lange Sicht ist sie aber sicher, dass Zoologische Gärten der Vergangenheit angehören werden: „Wenn wir in hundert Jahren noch gut leben können – das bedeutet klimagerecht leben – dann müssen schon Schritte gegangen sein, mit denen ein Zoo nicht mehr existieren kann. Klimagerechtigkeit und Zoos – mit ihrer jetzigen Struktur und Mentalität – sind ein Widerspruch.“



Instagram: @decolonizezoo



“Das ist eins zu eins das, was in sogenannten Völkerschauen passiert ist. Nur auf einer anderen Ebene.“

STIMMEN IM KOPF



SAFE HARBOUR
WISMAR

„Reclaim bedeutet zurückfordern, zurück erobern. Das ist es, was wir tun: Wir machen den öffentlichen Raum zu einer Bühne für die Menschen, die darin leben.“

Wenn beim Laufen Geschichte erfahrbar wird: Mit dem Hör-Spaziergang „Safe Harbour“ ermöglicht die Theatergruppe Reclaim eine interaktive Begegnung mit Wismars Stadthistorie. Auf den Spuren der Migration bewegen sich Teilnehmende durch die Straßen – und in skurrile Situationen.

Die Marienkirche in Wismar ist eine Sehenswürdigkeit, die sich vor allem dadurch auszeichnet, dass nicht mehr viel von ihr übrig ist: Ihr Schiff – im Zweiten Weltkrieg schwer getroffen – wurde 1960 gesprengt. Ihr Turm aber überragt noch immer die Stadt. Wer den Kopf in den Nacken legt und hinaufschaut, kann die weiten Wölbungen der ehemaligen Halle im Geist wiederauferstehen lassen. In diesem unsichtbaren Kirchenschiff fallen an diesem Sommertag 18 Menschen auf. Sie sitzen auf den Überresten tragender Säulen, umrunden in sich selbst versunken den Platz, wo wohl einmal das Taufbecken platziert war. Oder schreiten durch den ehemaligen Mittelgang. Was sie eint, ist Schweigen.

Mit Kopfhörern auf den Ohren lächeln sie einander gelegentlich zu. Plötzlich beginnen sie sich zu ordnen. Langsam bilden sie einen Kreis und machen, wie auf ein geheimes Zeichen hin, Schritte aufeinander zu. Aus einer losen Ansammlung von Menschen wird ein Schwarm – unter den Blicken der Umstehenden.

„Recherchebasiertes, interaktives Dokumentartheater im öffentlichen Raum“, nennen es Marius Zoschke, Wanda Drabon und Marie Pooth von der Theatergruppe Reclaim, wenn sie Menschen auf ihrem Stadtspaziergang „Safe Harbour“ durch Wismar führen. Kurz gesagt bedeutet das: zuhören, laufen und mitmachen. „Wismar ist mehr als Kirchen und Backstein“, sagt Marius, der von hier stammt. Mittlerweile lebt und arbeitet er in Berlin.

Seine Heimatstadt liegt ihm aber noch so am Herzen, dass er sie zur Bühne macht. Doch nicht das übliche „Touri-Programm“ bekommen die Gäste bei

diesem Audiowalk auf die Ohren: Das Team von Reclaim hat sich durch 80 Jahre Migrationsgeschichte gewühlt und eröffnet einen so ungewöhnlichen wie brennend aktuellen Blickwinkel auf die Stadt als Hafen.

WISMAR – EIN SICHERER HAFEN?

Während die akustisch gekoppelte Reisegruppe sich ihren Weg entlang alter Mauern und nickender Malven sucht, dringt die Stimme von Marius' Großmutter durch die Lautsprechermembran. Sie floh damals aus den ehemaligen Ostgebieten, erzählt von der Unterbringung im Gutshaus eines Großgrundbesitzers, der Suche nach Beeren und Weizenkörnern gegen den Hunger, von Sehnsucht und ewig Verlorenem. „Diese Stadt hier war schon immer von Migration geprägt“, erklärt Marius. „Das möchten wir verdeutlichen.“

56

Und so werden die Teilnehmer*innen auf die Reise geschickt: In die Zeit der Abertausenden fliehenden Menschen im Zweiten Weltkrieg, die Unterbringung von Gastarbeiter*innen, die Ankunft der jüdischen „Kontingentflüchtlinge“ in den Neunziger Jahren bis zum reibungsreichen Empfang von Syrer*innen 2015. Immer bleibt das Erzählte konkret, denn es berichtet ein Mensch. „Wir wollten erkunden: Ist Wismar ein sicherer Hafen?“, sagt Marius.

Zur Vorbereitung bedeutete das intensive Gespräche mit Migrant*innen: 30 Stunden hat die Gruppe aufgezeichnet. „Wir haben ehrenamtliche Stellen angesprochen und nach Kontakten gefragt.“ Wanda und Marius seien tief bewegt gewesen von der Offenheit und dem Mut der Erzählenden. „Für viele war es eine Überwindung, für die Aufnahme deutsch zu sprechen“, erklärt Marius. Doch letztlich hätten alle Scham und Unsicherheit hinter sich gelassen. „Alle waren unheimlich stolz und aufgeregt, sich selbst zu hören“, sagt er. Marie hatte die Aufgabe, die Aufnahmen zu sichten: „Ich hatte nachher das Gefühl, die Menschen richtig gut zu kennen, obwohl ich sie noch nie getroffen hatte.“



ZWISCHENSTATION AUF DEM MARKTPLATZ: Neben Wasserkunst und Rathaus werden die Teilnehmer*innen angeleitet, sich in drei Gruppen zu teilen und hintereinander aufzustellen. So entstehen Menschenlinien, die Gesichter einander zugewandt, angeordnet wie die Striche in einem Peace-Zeichen. Passant*innen bleiben neugierig stehen, schütteln mit dem Kopf oder knipsen. Die Szene sorgt für Irritationen – und tatsächlich fühlt es sich seltsam an, stumm und unverstanden in einer fremden Stadt zu stehen, die Arme zu heben und zu senken und – wie die Stimme im Ohr sagt – damit gemäß der Choreografie eines traditionellen vietnamesischen Tanzes eine „menschliche Blume“ zu bilden.

„**IST DAS ÜBERHAUPT THEATER?**“ Dieser Frage mussten sich Wanda, Marie und Marius öfter stellen. Mit den Armen schwingend in der historischen Altstadt Wismars stehend, fühlt sich die Antwort sehr nach „Ja“ an. Und ebenso später, im Hafen, an der Kante des Hafenbeckens nebeneinander aufgereiht, den Blick zum Horizont gerichtet, die Hände zu einem Fernglas geformt. Auch bei wortlosen Gruppen-Abstimmungen über den weiteren Verlauf der Route durch die Wahl des eigenen Standortes auf dem rundgetretenen Kopfsteinpflaster, wird klar: Es gibt bei allen diesen Handlungen ein Publikum.

57

Die Blicke kitzeln auf der Haut. Die Kopfhörer machen zur Gemeinschaft, sie schweißen zusammen, grenzen ab. Ist es möglich, unbeschwert voranzuschreiten unter so vielen Blicken? Beflügeln sie sogar? Wollen sie eine Antwort – haben sie überhaupt gefragt? Die Gedanken spinnen sich wie Fäden. „Dadurch, dass es interaktiv ist, ist es auf jeden Fall theatral. Die Menschen werden angeleitet, Aktionen auszuführen. Und es findet im öffentlichen Raum statt. Wir haben immer eine Zuschauersituation“, sagt Marie.

„Diese Stadt hier war schon immer von Migration geprägt“

ÖFFENTLICHER RAUM WIRD ZUR BÜHNE

Die Interaktion breitet sich wellenförmig aus: Von den Erzähler*innen zu den Teilnehmer*innen zu den Umstehenden und zurück. Wie fühlt sich das an, fortzumüssen? Sich nicht frei bewegen zu können? Eine Sprache zu lernen? Angestarrt zu werden? Unbeirrt an etwas zu glauben? Einen Weg mit unbekanntem Ziel zu gehen? Wie wird aus einer Zuflucht ein Zuhause? Reclaim

markieren mit ihrem Audiowalk Orte als Sehenswürdigkeiten, die Wismar ausmachen und dennoch auf keiner Postkarte abgedruckt sind: Die Geflüchtetenunterkunft Haffburg, das Bekleidungsgeschäft von Frau Nguyen, die bunten Graffiti-Wände jenseits der Bahngleise.

Und sie machen Menschen bekannt, die als unscheinbare Prominente die Stadt prägen: Melake, Alaa, Ingrid, Zahra, René, Maryana. „Reclaim bedeutet zurückfordern, zurück erobern. Das ist es, was wir tun: Wir machen den öffentlichen Raum zu einer Bühne für die Menschen, die darin leben“, sagt Marius.

Knapp fünf Kilometer schlängelt sich der Audiowalk durch die Straßen. Dazwischen gibt es kleine Ruhepausen auf einem Spielplatz, im Park. Nach zwei Stunden glühen die Ohren und auch die Füße. Was bleibt von den vielen Eindrücken? Es ist das, was Sandra Rieck, Leiterin des Vereins Das Boot in Wismar, in einem Beitrag über die Aktion beschrieben hat: Das „Hallo-Gefühl“. Gemeint ist die Selbstverständlichkeit, auch Unbekannte auf der Straße zu grüßen, sei es mit einem Lächeln, einem Nicken oder einem Wort.

Die Bereitschaft, Neues zu erfahren und dabei etwas von sich preiszugeben. „Seit der Recherche zu ‚Safe Harbour‘ halte ich einen Plausch an so vielen Straßenecken“, bestätigt auch Marius. „Ich habe meine Stadt ganz neu entdeckt.“ Auf dem Audiowalk werden Gäste in das Stadtbild hineingewebt: Als wiederkehrender Gruß winkend vor dem Geschäft von Thi Hai Yen Nguyen. Oder als „menschliche Blume“ auf dem Marktplatz.



„Ich hatte nachher das Gefühl, die Menschen richtig gut zu kennen, obwohl ich sie noch nie getroffen hatte.“



Instagram: [reclaim_art](https://www.instagram.com/reclaim_art)

IMPRESSUM

Magazin: Aus eigener Kraft – Ostmigrantische Kämpfe und Visionen

HERAUSGEGEBEN VON

Stiftung Bürger für Bürger
Bernburger Straße 4, 06108 Halle (Saale)
Telefon: (0345) 688 93 757
E-Mail: info@buerger-fuer-buerger.de

VERANTWORTLICH (IM SINNE DES PRESSERECHTS)

Cynthia Zimmermann
Bernburger Straße 4
06108 Halle (Saale)
Telefon: (0345) 688 93 758
E-Mail: c.zimmermann@buerger-fuer-buerger.de

REDAKTION

Quyên Vo, Melanie Skurt (Die Rederei)

FOTOGRAFIEN VON

Benjamin Jenak, Nick Putzmann

LAYOUT & DESIGN

Aditi Singh

2. Auflage

Herausgegeben 2023

Stiftung **BÜRGER
für
BÜRGER**

NETZWERKSTELLE* ostmigrantisch
engagiert

Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des Bundesministeriums des Innern und für Heimat dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

IDEENFONDS*

Die in diesem Magazin porträtierten Initiativen wurden durch den JUGENDSTIL* Ideenfonds unterstützt. Der Ideenfonds ist ein unbürokratisches Förderinstrument für junge Menschen mit Migrationsgeschichte in Ostdeutschland, dass durch die Förderung der DFB-Stiftung Egidius Braun und des Fonds „Auf Augenhöhe“ ermöglicht wird.

Mehr Informationen gibt es auf:
jugendstil-projekt.de/ideenfonds

Ideenfonds-Förderer



DFB-STIFTUNG
EGIDIUS BRAUN



auf
augenhöhe
FONDS

Willst auch Du die Arbeit von postmigrantischen Jugendinitiativen in Ostdeutschland unterstützen? Dann hilf uns durch eine Spende für das JUGENDSTIL*-Netzwerk:

<https://jugendstil-projekt.de/spenden/>



